



Bilder aus der deutschen Vergangenheit

Aus neuer Zeit - 1700 - 1848

Freytag, Gustav

Leipzig, [ca. 1924]

IV. Aus der Garnison. Das Heer und die Verfassung des Staates. Die Landesmiliz und ihre Geschichte. Das Kriegsvolk des Landesherrn. Veränderte Heereinrichtung nach dem großen Kriege. Die Ergänzung. ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79658](#)

BERLIN 1737.



IV. Aus der Garnison.

Ein Schuß aus der Lärmkanone! Scheu tritt der Bürger vom Fenster zurück und blickt prüfend in die dunkeln Winkel seines Hauses, ob sich eine fremde Menschengestalt darin verborgen. Der Bauer auf dem Felde hält seine Pferde an und überlegt, ob er wünschen darf, mit dem flüchtigen Manne zusammenzutreffen und das Fangegeld zu verdienen oder ob er einen Verzweifelten fürchten und schonen soll, trotz der harten Strafe, welche jedem droht, der einen Deserteur entschlüpfen ließ. Wahrscheinlich wird er den Flüchtlings entrinnen lassen, auch wenn er seiner Herr werden kann, denn in geheimer Seele regt sich ihm ein Mitgefühl, ja, etwas wie Bewunderung des Verwegenen.

Kaum ein Kreis irdischer Dinge prägt so scharf die Besonderheiten der Zeitbildung aus wie das Heer und die Art der Kriegsführung. Die Armee entspricht zu jedem Jahrhundert merkwürdig genau der Verfassung und dem Charakter des Staates. Die fränkische Landwehr der Merowinger, welche von ihrem Märzfeld zu Fuß gegen Sachsen und Thüringe zog, das Heer der ritterlichen Speerreiter, welches unter Kaiser Rotbart seine Rosse in die Ebenen der Lombardie hinabführte, die Schweizer und Landsknechte der Reformationszeit, und wieder das Söldnerheer des Dreißigjährigen Krieges, sie alle waren höchst unterscheidende Bildungen ihrer Zeit, welche aus den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zuständen des Volkes erblühten und sich wandelten wie diese. So wurzelt das älteste Fußheer der Besitzenden in der alten Gemeinde- und Gauordnung, das reisige Ritterheer in dem feudalen Lehnswesen, die Fähnlein der Landsknechte in der aufblühenden Bürgerkraft, die Kompanien der fahrenden Söldner in dem Wachstum der fürstlichen Landeshoheit. Ihnen folgte in den despotischen Staaten des 18. Jahrhunderts das stehende Heer der gedrillten Lohnsoldaten.

Aber keine der älteren Formen des Kriegsdienstes ist durch die späteren ganz beseitigt worden, wenigstens einzelne Erinnerungen daran sind überall bewahrt. Jene uralte Landfolge der freien Grundbesitzer hatte aufgehört, seit ein grosser Teil der kräftigen Bauern in die Hörigkeit herabgesunken war; die starke Landwehr war

zu einem Landesaufgebot von geringer Kriegstüchtigkeit geworden, aber ganz bestingt war sie nicht, denn allen Landsassen blieb bis in das 18. Jahrhundert die Verpflichtung, beim Klang der Sturmglöcke zusammenzueilen, Kriegsgespann und Schanzgräber zu stellen. Ebenso war die Ritterkavallerie des späteren Mittelalters von dem Heer der freien Bauern und Bürger bei Sempach, Granson, Murten wie in den Niederungen der Ditzmarschen zerschlagen worden; aber die Stellung der Ritterpferde blieb eine Last der adligen Güter, sie wurde allerdings seit dem Ende des 16. Jahrhunderts — in Preußen erst unter Friedrich Wilhelm I. — in eine feste niedrige Geldabgabe verwandelt, und diese Abgabe war in den meisten Landschaften Deutschlands die einzige Steuer, welche auf den adeligen Lehngütern lag¹⁷. Auch der fahrende Landsknecht, welcher sich selbst die Ausrüstung besorgte und jeden Sommer die Fahne gewechselt hatte, war in einen eingekleideten Söldner mit bestimmter Dienstzeit verwandelt; aber in die neue Zeit erhielt sich der Brauch freier Werbung, das Handgeld, das Heranlocken der Ausländer, obgleich diese Gewohnheiten der Landsknechtzeit in einem seltsamen und unversöhnlichen Gegensatz zu der furchtbaren Härte standen, mit welcher die neue Ordnung der despötzischen Staaten das ganze Leben der Angeworbenen zusammenschürte.

Die Mängel der stehenden Heere im 18. Jahrhundert sind oft beurteilt worden, und jedermann weiß einiges von der herben Zucht in den Kompanien, mit welchen der alte Dessauer die Schanzen von Turin stürmte und Friedrich II. den Besitz Schlesiens behauptete. Aber nicht ebenso bekannt, selbst von Kriegsschriftstellern ganz vernachlässigt, ist eine andere Seite der alten Kriegsverfassung, und von dieser soll hier zunächst die Rede sein.

Die Regimenter, welche die deutschen Reichsfürsten des 18. Jahrhunderts in ihre Schlachten führten oder an fremde Machthaber vermieteten, waren nicht die einzige bewaffnete Einrichtung in Deutschland. Neben dem Söldnerheer bestand in den meisten Staaten auch ein Volksheer, allerdings in sehr mangelhafter Verfassung, aber doch keineswegs ganz nichtig und einflusslos. Zu keiner Zeit war die alte Idee, daß jedermann zur Verteidigung des eigenen Landes verpflichtet sei, aus dem Leben der Deutschen geschwunden. Das Recht des Landesherrn, die Untertanen zum Schutz der Heimat, zur Landesfolge, zu verwenden, war aber in der Empfindung der alten Zeit durchaus von einem anderen Recht des Landesherrn unterschieden, Kriegsvolk zu halten. Für seine Politik und den Kampf außerhalb der Landesgrenzen Kriegsdienste zu leisten, durfte er dem Untertan nicht befehlen. Im Kriege dienen war ein freies Handwerk, dazu durfte er, seit seine Vasallen unbrauchbar geworden waren, nur Freiwillige einladen, d. h. werben. Es ist eine der grössten Umwandlungen in der Geschichte des deutschen Volkes, daß durch die eigenmächtigen Regierungen im 18. Jahrhundert den Deutschen allmählich die Überzeugung aufgedrungen wurde, daß das Volk verpflichtet sei, dem Landesherrn wenigstens einen Teil seines Kriegsvolkes zu stellen. Und nicht minder lehrreich ist, daß erst im 19. Jahrhundert, seit das alte Regierungswesen zusammen-

brach und neue Staatsformen vorbereitet wurden, die Idee der allgemeinen Wehrpflicht in die Seele des Volkes sank. Es lohnt, den Weg zu verfolgen, auf welchem es geschah.

Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als die Landsknechte zu kostspielig und läderlich wurden, war man auf den Gedanken gekommen, aus den wehrhaften Männern der Stadt und des flachen Landes eine Miliz zu bilden, das *Defensionswerk*, welche innerhalb der Landesgrenzen zur Verteidigung verwendet werden sollte. Seit 1613 wurden die Defensioner in Kurachsen und den Nachbarländern, bald darauf in den anderen Kreisen des Reiches eingerichtet, in Fähnlein geordnet, zuweilen zusammengezogen und militärisch geübt. Ihre Gesamtzahl ward festgestellt und auf die Ortschaften verteilt, die Gemeinden erwählten und rüsteten die Leute; waren sie im Dienste, so erhielten sie Sold vom Landesherrn.

Der Dreißigjährige Krieg war zum größten Teil mit geworbenem Volke geführt worden, doch waren aus Not die Defensioner hier und da in Kriegsvolk umgewandelt worden, indem man entweder ganze Regimenter für den Felddienst bestimmte oder mit den brauchbaren Leuten die Lücken der geworbenen Truppen ausfüllte. Im ganzen aber hatte sich die lockere Errichtung dieser Miliz nicht bewährt. Nach dem Frieden war in dem menschenarmen Lande noch weniger möglich, darauf eine neue Kriegsverfassung zu gründen. Denn der Bürger und Bauer wurde für den Anbau des leeren Grundes wie als Steuerzahler unentbehrlich. Man behielt deshalb die alte unvollkommene Einrichtung dieses Bürgerheeres bei. Nur machte sich auch bei der Miliz die neue Zeit dadurch geltend, daß die Auswahl der Mannschaft Offizieren des Landesherrn übertragen und die Dienstzeit auf das erste Mannesalter beschränkt wurde; die Gemeinden traten in den Hintergrund, der Fürst wurde auch hier mächtiger. In solcher Weise wurden die ausgehobenen Defensioner in Kompanien und Kreisregimenter zusammengezogen und ein oder mehrere Male im Jahre einzeyeriert. Vor dem Kriege hatten die Ortschaften Waffen und Ausrüstung beschafft, jetzt lieferte auch diese der Landesfürst, aber in den Städten blieben die Offizierstellen in den Händen der Bürger, nur die Oberoffiziere bestimmte der Kriegsherr. Die Mannschaft wurde meist durch das Los gewählt, und es ist bemerkenswert, daß schon 1711 auf den sächsischen Losen die Aufschrift stand: „Für das Vaterland“. Aber unvollständig war die militärische Ausbildung, zahlreich die Befreiungen, ungeschickt der Ersatz des Abgangs.

Und doch haben diese Landtruppen mehr als einmal gute Dienste getan, auch in Preußen. Das bewaffnete Landvolk, welches in den Schilderungen der Februarlinen Schlacht genannt wird, war kein zusammengelaufener Haufe, sondern die alte aufgebotene Landesmiliz; sie hatte wesentlichen Anteil an der ersten glorreichen Waffentat, in welcher die Brandenburger selbst für eigene Faust einen überlegenen Feind schlugen. Noch 1704 war das Volksheer im preußischen Staat für etwas Wertvolles gehalten, denn wer bei ihm in die Rolle eingetragen war, wurde von jedem anderen Kriegsdienst für den Landesherrn befreit¹⁸. Zwar wurde dasselbe

durch Friedrich Wilhelm I. aufgehoben, aber im Siebenjährigen Kriege wieder in Pommern und Preußen eingerichtet; und dort hat diese Miliz gegen Schweden und Russen vortreffliche Dienste getan. Auch im Reich, in Sachsen erhielt sie sich, kraftlos, unkriegerisch, missgeachtet, bis ganz veränderte Kulturverhältnisse eine neue Ausbildung des Volksheeres möglich machten.

Ganz getrennt von dieser Miliz stand das Kriegsvolk, welches der Landesherr für sich hielt und ganz aus seinen Einnahmen bezahlte. Es mochte nur eine Garde sein, zum Schutz und Schmuck seines Hofs, es mochten viele Kompanien sein, welche er sich warb, um seinen Status zu sichern, Einfluss und Macht unter seinesgleichen zu gewinnen, Geld damit zu verdienen. Das war sein Privatgeschäft, und wenn er sein Volk nicht übermäßig dadurch belästigte, so war nichts dagegen einzuwenden. Es war ein freies Geschäft auch für den, welcher ihm dienen wollte, er mochte sich anwerben lassen, Inländer oder Fremder, er mochte sehen, wie ihm die gemachten Versprechen gehalten wurden. Kam das Land durch einen äußern Feind in Gefahr, so bewilligte die Landschaft dem Herrn auch für dies Kriegsvolk Geld oder einen besonderen Zuschuß, denn man wußte wohl, daß es kriegstüchtiger war als die Landesmiliz. So war es unter dem Großen Kurfürsten noch in Preußen, so blieb es in dem größten Teile Deutschlands bis tief in das 18. Jahrhundert.

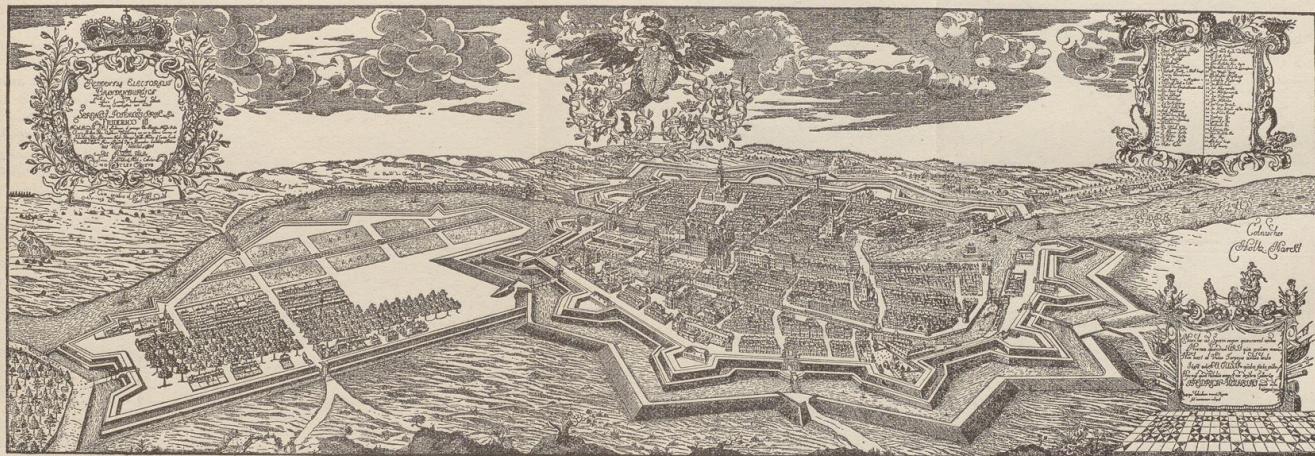
Aber auch dies private Kriegsvolk, welches der Landesherr sich warb, hatte eine neue Einrichtung erhalten.

Bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges hatte bei den meisten deutschen Heeren die Werbung nach Landsknechtbrauch auf die Gefahr des Obersten hin stattgefunden. Der Oberst schloß den Vertrag mit dem Fürsten, er besetzte und verkaufte die Hauptmannsstellen, der Fürst zahlte dem Obersten das Geld, welches von der Landschaft aufgebracht wurde. So waren die Regimenter in gründlicher Abhängigkeit vom Obersten, und dieser war eine Macht auch dem Landesherrn gegenüber. Die Zucht war locker, die Offizierstellen mit Günstlingen des Obersten besetzt, der Zusammenhalt des Regiments wurde durch seinen Tod gelöst. Die Gaunereien der Obersten und Kompanieführer, schon um 1600 von militärischen Schriftstellern beklagt, hatten eine gewisse kunstvolle Ausbildung erhalten. Selten war die Mannschaft, welche auf dem Papire stand, vollständig unter der Fahne. Die Offiziere bezogen den Sold für eine große Anzahl von Fehlenden, welche man „Passevolants“ oder „Blinde“ nannte; sie reihten ihre Knechte, Marketender aus dem Tross in die untern Stellen ein. Auch bei der Kaiserlichen Armee hörten die Klagen nicht auf, von oben bis unten der rücksichtloseste Eigennutz, die Offiziere plünderten mitten im Frieden ihre Quartiere in den Erblanden aus, sie fischten und jagten in der Umgegend, erhoben einen Aufschlag von den Stadtzöllen, sie ließen Fleisch schlachten und verkaufen, sie richteten Wein- und Bierschenken ein. Und wie die Offiziere raubten, so stahlen die Gemeinen. Das geschah z. B. noch 1677. Und diese Landesplage drohte eine beständige zu werden. Die Werbung der Rekruten aber war in dieser früheren Zeit noch wenig ausgebildet, und die Gaunereien, welche dabei nicht

fehlten konnten, waren wenigstens nicht durch die höchsten irdischen Machthaber gebilligt.

In Brandenburg gestaltete der Große Kurfürst gleich nach seinem Regierungsantritt 1640 das Verhältnis der Regimenter zum Landesherrn völlig neu; die Werbung geschah fortan in seinem eigenen Namen, er ernannte die Obersten und Offiziere, welche ihre Stellen nicht mehr kaufen durften. Dadurch erst wurden die Söldnerscharen zu einem stehenden Heere mit gleichmässiger Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung, mit besserer Mannszucht, willlose Werkzeuge in der Hand des Fürsten. Für das Kriegswesen war dies der grösste Fortschritt seit der Erfindung des Feuergewehres, und Preussen verdankte der frühen und festen Durchführung des neuen Verfahrens sein militärisches Übergewicht in Deutschland. Auch die Verpflegung der Mannschaft wurde neu geordnet; sie erhielten, wenigstens im Kriege, ihre Tagesbedürfnisse in Rationen, der Unterhalt wurde aus großen Vorrathshäusern besorgt. Durch Montecuculi und später durch Prinz Eugen erhielt auch Österreich kurz vor 1700 ein schlagfertigeres stehendes Heer mit strengerer Mannszucht^{18a}.

Die Ergänzung dieser Truppen des Fürsten konnte in Deutschland bis vor 1700 fast ausschliesslich durch freie Werbung beschafft werden: denn noch lange nach dem grossen Kriege blieb dem Volke die Unruhe und ein abenteuerlicher Sinn, der das Kriegshandwerk lockend fand. Das wurde allmählich anders. Durch die kriegerische Zeit Ludwigs XIV. und die Vergrösserung der französischen Armee wurden die deutschen Fürsten zu immer neuer Vermehrung ihres Söldnerheeres gezwungen, der Menschenverlust der unaufhörlichen Kriege rieb viel von dem unnützen und waghalsigen Gesindel auf, das sich um die Fahnen sammelte. Schon vor dem grossen Erbfolgekriege wurde der Mangel an Mannschaft fühlbar, die freiwillige Werbung wollte nirgends mehr ausreichen, die Klagen über Gewalttätigkeiten der Werbeoffiziere wurden zuletzt lästig. Da begann der Kriegsherr prüfend in das Volk zu schen, das unter ihm arbeitete und zuweilen noch in Kompanien exerzierte. Er fühlte einige Verlegenheit. Die Landesmiliz für seine Kriegszüge zu gebrauchen, war untunlich, sie war viel zu wenig ausgebildet, und was wichtiger war, sie bestand vorzugsweise aus sesshaften Leuten, deren Arbeiten und Steuern er für seinen Staat gar nicht entbehren konnte, da der Adel und in katholischen Ländern die Geistlichkeit fast nichts zu seinen Einnahmen beitrugen. Außerdem war es eine unerhörte Sache, das Volk selbst durch Gewalt zum Kriegsdienste zu zwingen. Wie selbstbewusst der Regent sich als Herr fühlte, diese Neuerung war zu sehr gegen die allgemeine Empfindung, die Leute trugen ja eben deshalb ihre Steuern und Lasten, damit er für sie Krieg führe. Der Bauer leistete seinem Gutsherrn Fronen und Dienste, weil dieser in alter Zeit für ihn zu Felde gezogen war, er leistete dann außerdem dem Landesherrn Steuern und Dienste, weil dieser mit geworbenen Leuten für ihn zu Felde zog, seit der Gutsherr die Last nicht mehr tragen wollte; jetzt aber sollte der Bauer dem Gutsherrn und dem Fürsten dieselben Dienste leisten



Berlin und Umgebung. 1678. (Holzschnitt von Johann Bernhard Schulz.)

V S. 170



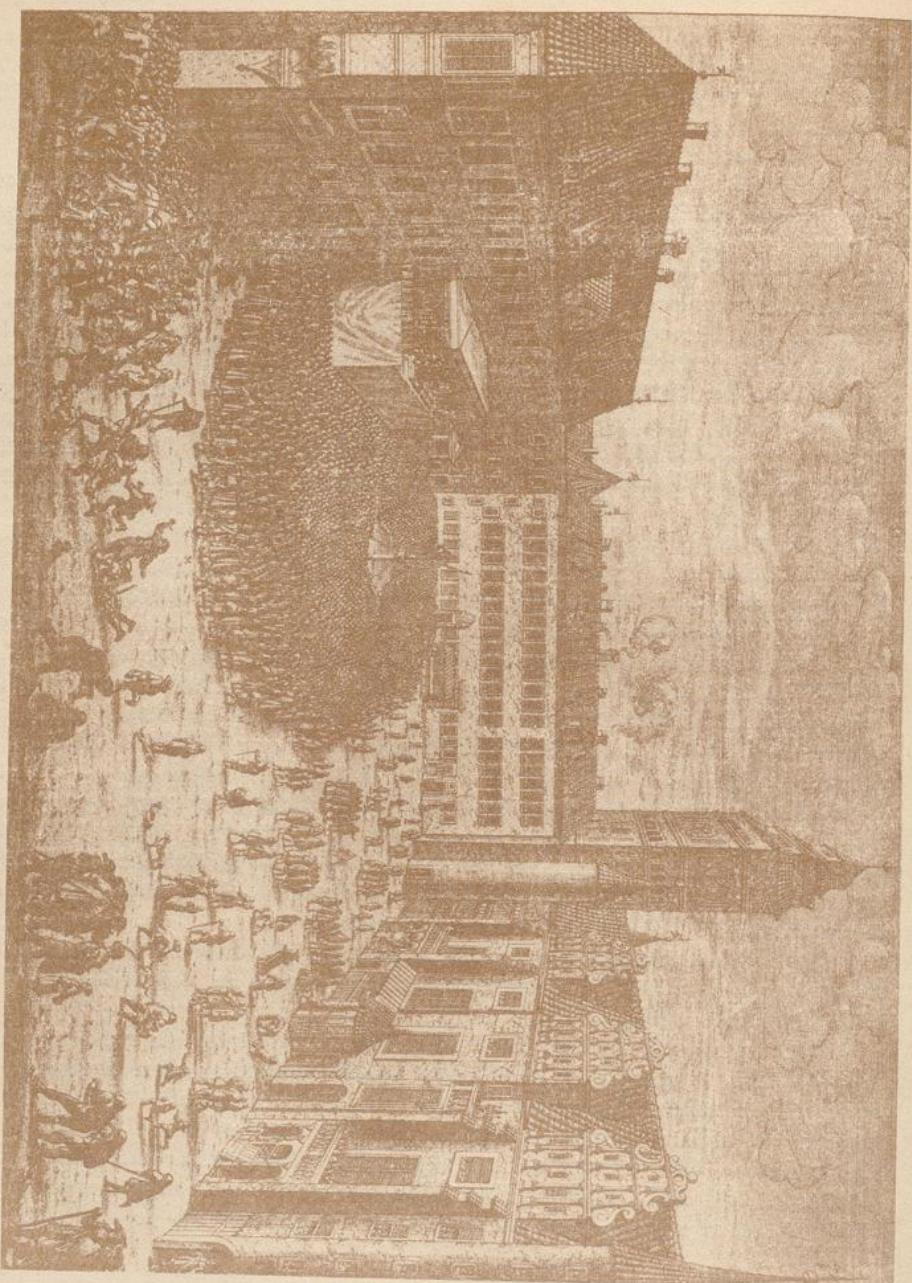
SIGILLUM

und außerdem noch selbst in den Krieg marschieren. Das schien doch nicht ausführbar. Und wieder drängte die bittere Not, man müßte sich zu helfen suchen. Nur das entbehrlichste Volk sollte genommen werden, Herumtreiber, müßige Hände; wer aber dem Staate durch Arbeit nützlich war, wer irgendwie aus der Masse hervorragte, durfte nicht gestört werden.

Vorsichtig und zögernd begann kurz vor 1700 die Heranziehung des Volkes zum Kriegsdienst seines Fürsten. Aber ohne Erfolg wurde das erstmal ausgesprochen, daß das Land Rekruten stellen müsse. Die Neuerung ward, wie es scheint, zuerst 1693 von den Brandenburgern versucht: die Provinzen sollten die fehlende Mannschaft werben und vorstellen, doch keine untertänige, der Kompanieführer sollte für den Mann zwei Taler Handgeld zahlen. Bald ging man weiter und legte (1704) zuerst einzelnen Klassen von Steuerzahlern, dann (1705) den Gemeinden die Stellung der Ersatzmannschaft auf. Die Rekruten sollten zwei bis drei Jahre dienen, wer sich freiwillig auf sechs Jahre und darüber verpflichtete, wurde bevorzugt. Ganz dasselbe wurde 1702 in Sachsen durch König August eingerichtet. Dort hatten die Gemeinden, wie für ihre Miliz, jetzt auch für den Landesherrn eine bestimmte Zahl junger gesunder Leute zu liefern und über die Entbehrlichkeit der einzelnen zu entscheiden, Ort der Gestellung das Rathaus, Aufsicht übten die Kreis- und Amtshauptleute, der Mann wurde ohne Montur geliefert, Handgeld vier Taler, Dienstzeit zwei Jahre; verweigerte der Offizier nach zwei Jahren den Abschied, so konnte der Ausgediente sich eigenmächtig auf den Weg begeben. So furchtsam begann man einen neuen Anspruch geltend zu machen. Und trotz dieser Vorsicht war der Widerstand des Volkes zu erbittert und heftig, die neue Einrichtung verfiel, man kehrte wieder zur Werbung zurück, schon 1708 wurde die Rekrutierung in Preußen wieder aufgehoben, „weil die Zumutung zu groß war“. Erst der eiserne Wille Friedrich Wilhelms I. gewöhnte sein Volk allmählich an diesen Zwang. Seit 1720 wurden Verzeichnisse der kriegspflichtigen Kinder angelegt, 1733 das Kantsystem durchgeführt. Das Land ward unter die Regimenter verteilt, die Bürger und Bauern wurden — mit gewissen Ausnahmen — für kriegspflichtig erklärt, alljährlich wurde ein Teil des Regimentsbedarfs durch Aushebungen gedeckt, bei denen die größte Willkür der Hauptleute ungestraft blieb. —

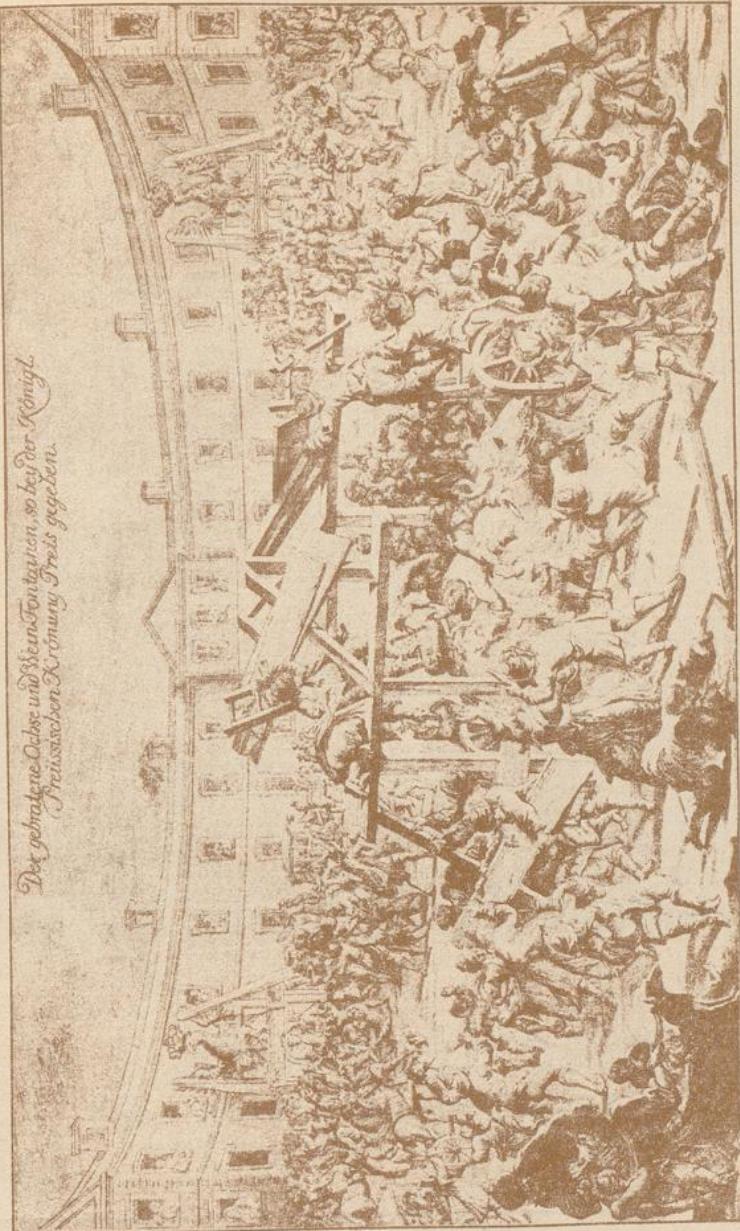
In Sachsen gelang es erst gegen Ende des Jahrhunderts, die Rekrutierung neben der Werbung durchzuführen. In anderen, zumal in kleinen Reichsgebieten, glückte das noch weniger.

So bietet das Heerwesen der Deutschen die merkwürdige Erscheinung, daß in derselben Zeit, in welcher die Aufklärung im Bürgertume größere Ansprüche, Bildung und Sittlichkeit heraufzieht, durch den Regierungszwang der Fürsten allmählich ein anderer großer politischer Fortschritt in das Leben des Volkes geschlagen wird: die Anfänge unserer allgemeinen Wehrpflicht. Aber ebenso merkwürdig ist, daß diese Neuerung nicht in der Form einer großen und weisen Massregel ins Leben tritt, sondern unter Nebenumständen, welche sie ganz besonders



Erthuldigung des Großen Kurfürsten im Schloßhofe zu Königsberg am 18. Oktober 1663. (Kupferstich von G. Barth.)

172



Der gebrauchte Ochse und Riesen-Tentareen, so bei der Königl.
Preussischen Krönung Preis gegeben.

Molfsbelüftungen bei der Krönungsfeier König Friedrich I. von Preussen in Königsberg, 18. Januar 1701.
(Kupferstich von J. G. Wolfgang nach einer Zeichnung von J. F. Menzel aus: J. v. Besser,
preußische Krönungsgeschichte. 2. A. Cölln an der Spree, 1712.)



Der Große Kurfürst in der Schlacht bei Fehrbellin.
(Wandteppich im ehemaligen Kgl. Schlosse, Berlin.)

Kurfürstlich Brandenburgische Garde du Corps. (Unteroffizier.) 1698.
(Kupferstich von P. Schenk.)

Bericht über den Sieg von Fehrbellin.

Eigenhändiges Schreiben des Großen Kurfürsten an Fürst Johann Georg
von Anhalt.
[Staatsarchiv, Anhalt.]

Durchlauchtiger Fürst hochgeehrter Herr Vetter
Schwager undt gevatter

Ew. Ld. thu Ich hiemitt zu wissen daß Ich heutte gegen 8 ahn den feindt gekommen, da Ich selbigen in voller Battallie gefunden, welcher sich ahn seinem linken Flügell ahn einem Dorf [Hakenberg] gesetzet, undt gross avanlage gehabt, worrauff ich resolviret habe, den feindt, welcher auf mich losgangen, anzugreissen, da es da ein sehr harttes gesecht gegeben, es hatt aber der höchste Gott mir die genahde gethan, daß wir denselben aussen Felde geschlagen, welcher sich aber wegen des morastes mit seiner infanterie bis in Berrbellin retiriret, undt weil er 8 brigaden zu Fusse gehatt habe, theils meine Reutter nicht das Ihrige gethan, worüber ich inquiriren lasse, und selbige den proces machen lassen werde, 8 fahnen u 2 estandarden und ein stück habe ich bekommen, was für gefangene weiß ich noch nicht, weill wenig quartir gegeben worden. Der feindt hatt viell Volk und fürnehme officie verloren, man sagt das Walmerr Frangell [traf nicht zu], Wittenberge wie auch der Obrister Axel Wachtmeister undt sein Bruder sein geblieben. Wo der feindt die brücke nicht diesse nacht macht gehe Ich auf Cremmen, wo selbige aber fertig, werde Ich es noch eins mit Ihn wagen, Gott gebe zu Glück. In dessen gnädigen schutz dieselbe Ich hiemitt befelle und verbleibe allzeit

Ew. Ld.

Dienstwilliger Vetter, Schwager
undt gevatter
Friederich Wilhelm Churfürst.

Linum den 18. Juny
Ao. 1675.

Dinsdag morgen fietst voorzover thun
van Neder Drenthe hant gien tot
Ede. Daer thijtje gijf minuten gij drieft en
gij vindt gijgij 8. oph en frienden ge-
vonden, die gij volledig in Utrecht
Bataille gevoerd, trokken d'if aff
soone lichter dan gijdell oph en
daerder gijf minuten de te groep aen tage
gefatt, daerom aff is gij geselschijnt gien
en friend trokken en aff en gij licht
gangen en gij gien aff, daer de dag is
sichs voorstel gijf minuten gijgabij, de fatt
aber een laagte ~~met~~ wie die groepen
gefatt is die den selben en aff felde
gegijf, ~~et~~ de trokken d'if aber licht
de moeders mit sien een infanterie bie
is ~~bij~~ ~~gevolgd~~ door hulc veterinet, ~~et~~
en will en af 8 brigaden gijf minuten
gefatt fabij thuijts moeien van de enst
den gijgij gefatt, daerom hant is ingevonden
lachy, dient, helbighe de praces menig
lachy leende, & fabij 2. Standarden
dient en stijt fabij is bekeken was, dat
sien gijgij gijgij leucht is en niet
wiel hant quartier gijgij hant
den friend gijt hiel hiel hant gij

unseren offens her leysen, unsre Freyde
des Leidens frum yoll, written —
beyan, die sing der Oberflöte ac. ^{die}
Wurstmeisters hant für hin' von für
gabbiob, des euer freust die hin' her
nicht ließe werft werft gesa ges
sing brennen, die willigen aber
feettig leeren ges ob unsre sind mit
ges lang, Gott gabe hi' ylink
ges, ey B. gaudijs platz dingsalter
ges finn't sagello, se. & handlida
Dalyth

L. Lg.

G. in frillige Hitter
Dysongen und ginsten
finning dreyffung

Linen? 28. Janij

A. 1675.



*Subprefectus scutum Electoris Brandenburgia
Mediosque per hostes se penetratus.*



*Satelles equestris slatoris Brand.
Dominique fidelis Fertur equo et tentat nava praelia.*
Kurfürstlich Brandenburgische Garde du Corps. (Reiter.) 1698. (Kupferstich von P. Schenk.)



*Tubicon Satelliti Electorali.
Fre siere viros, Martemque accendore cantu.*

Pet. Schenk exc. Anschloß. am Punkt.

Kurfürstlich Brandenburgische Garde du Corps (Trompeter) 1700. (Kupferstich von P. Schenk.)



Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg krönt sich in Königsberg zum König in Preußen.
(Kupferstich von J. G. Wolfgang nach einer Zeichnung von J. F. Wenzel aus:
v. Besser, Krönungsgeschichte, 1712.)



König Friedrich I. im Ornate des Schwarzen Adler-Ordens. (Kupferstich aus: Statuten des Königlich Preußischen Ordens vom Schwarzen Adler. Cölln a. d. Spree, 1701.)



Offizier vom Preußischen Dragoner-Regiment von der Albe unter König Friedrich I.
(Nach einem Kupferstich von P. Schenk, einem Bildnis des Generalmajors von der
Albe, der 1711—17 Chef des Regiments war, und C. Kling.)



Preußischer „Reuter“ oder Kürassier im Dienstanzuge zu Fuß. 1731.
(Nach einem Gemälde und C. Kling.)

widerwärtig und abscheulich erscheinen ließen. Die grösste Härte und Gewissenlosigkeit des fürstlichen Staats kam gerade da zur Erscheinung, wo er den grössten Fortschritt vorbereitete, nicht aber durchführte. Denn auch das ist bedeutsam, daß die Staaten des 18. Jahrhunderts neben der Rekrutierung die alte Werbung nicht entbehren konnten.

Zu roh und gewalttätig war das Verhalten der Offiziere, welche die junge Mannschaft auszuheben hatten, zu heftig Widerstand und Abneigung des Volkes. Die jungen Leute wanderten massenhaft aus, keine Drohung mit Galgen, Ohrabschneiden und Beschlagnahme ihrer Habe konnte die Flucht aufhalten, mehr als einmal sah sich der fanatische Soldateneifer Friedrich Wilhelms I. von Preußen gekreuzt durch die Notwendigkeit, seine Landschaften zu schonen, die sich zu leeren drohten. Niemals konnte mehr als etwa die Hälfte des Erlasses durch die gezwungene Rekrutierung gedeckt, die andere Hälfte des Abgangs musste durch Werbung aufgebracht werden.

Auch die Werbung wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts roher, als sie sonst gewesen war; die Landesherren waren weit gefährlichere Werber als die Hauptleute der alten Landsknechte. Und obgleich die Übelstände dieses Verfahrens offenkundig zutage lagen, man wußte sich durchaus nicht dagegen zu helfen. Zwar die grosse Unsitlichkeit, welche dabei stattfand, beunruhigte die Regierenden durchgängig viel zu wenig, wohl aber die Unsicherheit, die Kostspieligkeit, die Beschwerden und Rückforderungen fremder Regierungen und die unaufhörlichen Händel und Schreibereien, welche damit verbunden waren. Die Werbeoffiziere selbst waren oft unsichere, ja, schlechte Menschen, deren Tätigkeit und Ausgaben nur ungenügend überwacht werden konnten. Nicht wenige lebten jahrelang mit ihren Helfershelfern in der Fremde auf Kosten der Monarchen in Völlerei, berechneten teures Handgeld und fingen zuletzt doch nur wenige, oder konnten ihren Fang nicht unverkürzt in das Land schaffen. Dazu ergab sich bald, daß nicht die Hälfte der so Geworbenen dem Heere zum Nutzen gereichte. Zunächst war die Mehrzahl davon das schlechteste Gesindel, in welches nicht immer militärische Eigenschaften hineingeprügelt werden konnten; ihre zerrütteten Körper und lasterhaften Gewohnheiten füllten die Spitäler und Gefängnisse, sie liefen davon, sobald sie konnten.

Schon die Werbungen im Inland wurden mit jeder Art von Gewalttat geübt. Die Obersten und Werbeoffiziere raubten und entführten einzige Söhne, welche frei sein sollten, Studenten von der Universität, ja, ganze Dorfschaften von untertänigen Leuten, die sie auf ihren eigenen Gütern ansiedelten. Wer sich frei machen wollte, mußte bestechen, und er war selbst dann noch nicht sicher. Die Offiziere wurden so sehr bei ihren gewalttätigen Erpressungen geschützt, daß sie die gesetzlichen Beschränkungen offen verhöhnten. Trat vollends in Kriegszeiten Mangel an Mannschaft ein, dann hörte jede Rücksicht auf das Gesetz auf. Dann wurde eine förmliche Jagd angestellt, die Stadttore mit Wachen besetzt, und jeder Austritt und Eingehende einer furchtbaren Untersuchung unterworfen, wer groß und stark war,

festgenommen, selbst in die Häuser wurde gebrochen, vom Keller bis zum Bodenraum nach Rekruten gesucht, auch bei Familien, welche befreit sein sollten. Im Siebenjährigen Kriege wurde von den Preussen in Schlesien sogar auf die Knaben der oberen Gymnasialklassen gefahndet. Noch lebt in vielen Familien die Erinnerung an Schreck und Gefahr, welche das Werbesystem den Urgroßeltern bereitet hat. Es war damals für den Sohn eines Geistlichen oder Beamten ein großes Unglück, hoch aufzuschießen, und eine gewöhnliche Warnung der bekümmerten Eltern: „Wachse nicht, dich fangen die Werber.“

Fast noch schlimmer waren die Ungesetzlichkeiten, wenn die Werber im Ausland nach Leuten suchten. Durch Annahme des Handgeldes wurde der Rekrut verpflichtet. Der bekannte Kunstgriff war, arglose Burschen in lustiger Gesellschaft trunken zu machen, den Berauschten das Geld aufzudrängen, sie in feste Verwahrung zu nehmen und, wenn sie ernüchtert widersprachen, durch Fesseln und jedes Zwangsmittel festzuhalten. Unter Bedeckung und Drohungen wurden die Gefangenen zur Fahne geschleppt und durch barbarische Strafmittel zum Eide gezwungen. Nächst dem Trunk wurde jede andere Verführung angewendet: Spiel, Dirnen, Lüge und Betrug. Die einzelnen begehrungswerten Burschen wurden tagelang durch Spione beobachtet. Von den Werbeoffizieren, welche für solchen Dienst angestellt waren, wurde verlangt, daß sie besondere Gewandtheit im Überlisten hatten; Beförderung und Geldgeschenke hingen daran, ob sie viele Leute einzufangen wußten. Häufig vermieden sie, auch wo ihr Werbegeschäft erlaubt war, sich in Uniform zu zeigen, und suchten in jeder Art von Verkleidung ihr Opfer zu fassen. Greulich sind einzelne Schändlichkeiten, welche bei solcher Menschenjagd geübt und von den Regierungen nachgesiehen wurden. Eine Sklavenjagd aber war es in der Tat, denn der geworbene Soldat konnte erst dann seine Dienste in der großen Maschine des Heeres verrichten, wenn er mit allen Hoffnungen und Neigungen seines früheren Lebens abgeschlossen hatte. Es ist eine trostlose Sache, sich die Gefühle zu vergegenwärtigen, welche in Tausenden der gepressten Opfer gearbeitet haben, vernichtete Hoffnungen, ohnmächtige Wut gegen die Gewalttätigen, herzerreißender Schmerz über ein zerstörtes Leben. Es waren nicht immer die schlechtesten Männer, welche wegen wiederholter Fahnenflucht zwischen Spieseruten zu Tode gejagt oder wegen trozigem Ungehorsam gefuchtelten wurden, bis sie bewußtlos am Boden lagen. Wer den Kampf in seinem Innern überstand und die rohen Formen des neuen Lebens gewohnt wurde, der war ein ausgearbeiteter Soldat, das heißt ein Mensch, der seinen Dienst pünktlich versah, beim Angriff ausdauernden Mut zeigte, nach Vorschrift verehrte und hasste und vielleicht sogar eine Anhänglichkeit an seine Fahne erhielt, und wahrscheinlich eine größere Anhänglichkeit an den Freund, der ihn seine Lage auf Stunden vergessen machte, den Branntwein.

Die Werbungen im Ausland mussten mit Einwilligung der Landesregierungen geschehen. Dringend wurde von den kriegerischen Fürsten bei ihren Nachbarn um die Erlaubnis nachgesucht, ein Werbebüro anlegen zu dürfen. Der Kaiser freilich

war am besten daran, jedes seiner Regimenter hatte herkömmlich einen festen Werbebezirk im Reich. Die übrigen, vor anderen die Preussen, mußten zusehen, wo sie eine günstige Stätte fanden. Die größeren Reichsstädte hatten häufig die Artigkeit, mächtigeren Herren die Erlaubnis zu erteilen; dafür gelang ihnen nicht immer, ihre eigenen Söhne aus angesehenen Familien zu schützen. Außerdem waren die Grenzen gegen Frankreich, Holland, die Schweiz günstige Fangorte; dann die eigenen entlegenen Landesteile, welche von fremdem Gebiet rings umschlossen waren, zumal wenn eine fremde Festung mit lästigem Garnisonsdienst in der Nähe lag, dann gab es immer Ausreißer. Für die Preussen war lange Ansbach und Baireuth, Dessau, Braunschweig ein guter Markt.

Nicht gleich war der Ruf, in welchem die Werber der einzelnen Regierungen standen. Den besten Leumund hatten die Österreicher, sie galten in der Soldatenwelt für plump, aber harmlos, nahmen nur, was sich gutwillig halten ließ, beobachteten aber die Werbebedingungen genau. Es war nicht viel, was sie bieten konnten, täglich drei Kreuzer und zwei Pfund Brot, aber es fehlte ihnen doch niemals an Leuten. Dagegen waren die preußischen Werber, die Wahrheit zu sagen, am übelsten beleumdet; sie lebten am grossartigsten, waren sehr unverschämt und gewissenlos, und dabei waghalsige Teufel. Sie erfassnen die verwegensten Streiche, um einen stattlichen Burschen zu fangen, sie setzten sich den größten Gefahren aus; man wußte, daß sie zuweilen gefährlich durchgeprügelt wurden, wenn sie in der Minderzahl blieben, daß sie von den fremden Regierungen eingesperrt waren, daß mehr als einer von ihnen erstochen war. Aber das alles schreckte sie nicht. Diese schlechte Nachrede dauerte, bis Friedrich Wilhelm II. sein menschliches Werbereglement erließ.

Im Reich war einer der besten Werbeplätze Frankfurt a. M. mit seinen großen Messen. Noch am Ende des Jahrhunderts saßen dort Preussen, Österreicher und Dänen nebeneinander; die Österreicher harrten seit alter Zeit phlegmatisch im Wirtshaus „zum roten Ochsen“, die Dänen hatten ihre Fahne „zum Tannenbaum“ hinausgehängt, die unruhigen preußischen Werber wechselten, sie waren in dieser Zeit am ansehnlichsten und freigebigsten. Es wurde ein diplomatischer Verkehr unter den verschiedenen Parteien unterhalten, sie waren zwar eifersüchtig aufeinander und suchten sich gegenseitig die Kunden wegzufangen, aber sie besuchten einander doch kameradschaftlich zu Wein und Tabak. Frankfurt aber war schon seit dem 17. Jahrhundert der Mittelpunkt für einen besondern Zweig des Geschäfts, für das Fangen der Reichstruppen. Denn nicht nur Neulinge wurden von den Werbern gesucht, auch Deserteure; und die schlechte Zucht und der Mangel an militärischem Stolz, der in den kleinen süddeutschen Ländern zu beklagen war, sowie die Leichtigkeit, zu entrinnen, machten jedem Taugenichts lockend, ein neues Handgeld zu erhaschen. In den Werbestuben der Preussen und des roten Ochsen hing deshalb eine völlige Maskengarderobe von reichständischen Uniformen, welche die Überläufer zurückgelassen hatten. Außer dem Wunsche, neues Handgeld zu erhalten, gab es aber noch einen Grund, welcher auch bessere Soldaten zur Fahnenflucht trieb,

der Wunsch, zu heiraten. Es wurde allerdings von keiner Regierung gern gesehen, wenn ihre Soldaten sich in der Garnison mit einer Frau belasteten, aber die so rücksichtslose Gewalt der Kriegsherren war in dieser Hinsicht doch ohnmächtig. Denn es gab eigentlich kein besseres Mittel, den geworbenen Mann wenigstens für einige Zeit zu fesseln, als durch die Heirat. Wurde sie verweigert, so war bei Standquartieren unweit der Grenze sicher, daß der Soldat mit seinem Mädchen zum nächsten Wirtshaus fremder Werber fliehen werde. Und ebenso sicher war, daß er dort auf der Stelle getraut wurde, denn jedes Werbegeschäft hielt für solche Fälle einen Geistlichen bei der Hand.

Diese Gefahr hatte zur Folge, daß ein unverhältnismäßig grosser Teil der Soldaten verheiratet war, zumal in den kleineren Staaten, wo man eine Grenze leicht erreichen konnte. So zählte das sächsische Heer von etwa 30 000 Mann noch im Jahre 1790 an 20 000 Soldatenkinder, auch bei dem Regiment von Thadden in Halle war fast die Hälfte der Soldaten mit Frauen versehen. Es ist belehrend, daß die barbarische Soldatenzucht jener Zeit das alte Leiden der Söldnerheere nicht zu bannen vermochte. So durchaus hängen die einzelnen notwendigsten Verbesserungen von einer höhern Entwicklung des gesamten Volkslebens ab. Die Soldatenfrauen und Kinder zogen nicht mehr, wie zur Landsknechtzeit, unter ihrem Waibel ins Feld, aber sie waren eine schwere Last der Garnisonstädte. Die Frauen nährten sich kümmerlich durch Waschen und andere Handarbeiten, die Kinder wuchsen in wilder Umgebung ohne Unterricht auf. Fast überall waren ihnen die städtischen Schulen verschlossen, sie wurden von dem Bürger wie Zigeuner verachtet. Selbst in dem wohlhabenden Kursachsen war beim Beginn der französischen Revolution nur in Annaburg eine Knabenschule für Soldatenknaben, diese allerdings vortrefflich eingerichtet, aber sie reichte nirgend aus. Für die Mädchen geschah gar nichts, bei den Regimentern waren weder Prediger noch Schulen. Nur in Preussen wurde für den Unterricht der Kinder und die Zucht der Erwachsenen durch Prediger, Schulen und Waisenhäuser ernste Sorge getragen.

Wem von dem Werbeoffizier Handgeld aufgedrängt war, dem war über sein Leben entschieden. Er war von der bürgerlichen Gesellschaft durch eine Kluft getrennt, welche nur selten ausdauernder Wille übersprang. In dem harten Zwange des Dienstes, unter rohen Offizieren und noch roheren Kameraden, verließ sein Leben, die ersten Jahre in unaufhörlichem Drillen, die Folge unter einigen Erleichterungen, welche ihm erlaubten, einen kleinen Nebenverdienst zu suchen, als Tagelöhner oder durch kleine Handarbeit. Galt er für sicher, so wurde er wohl auf Monate beurlaubt, er möchte wollen oder nicht; dann behielt der Hauptmann seinen Sold, er mußte sehen, wie er sich unterdes forthalf. Mit Misstrauen und Abneigung sah der Bürger auf ihn, Ehrlichkeit und Sitten des Soldaten standen in so schlechtem Ruf, daß der Zivilist jede Berührung vermied; kehrte der Soldat in ein Wirtshaus ein, so entfernte sich augenblicklich der Bürgersmann und der Handwerksgesell, jeder, der auf sich selbst hielt, und dem Wirte galt es für ein Unglück, von Soldaten besucht

zu werden. So war der Mann auch in seinen Freistunden auf den Verkehr mit Schicksalsgenossen und mit entwürdigten Weibern angewiesen. Sehr hart war die Behandlung durch seine Offiziere, er wurde gestossen, geknusfft, auf die Füsse getreten, mit dem Stock bei geringer Veranlassung gezüchtigt, auf das scharfkantige hölzerne Pferd oder den Esel gesetzt, der auf freiem Platze in der Nähe der Hauptwache stand; für gröbere Vergehen in Ketten geschlossen, auf Latten gesetzt, mit Spiesbruten, welche der Profos abschnitt, von seinen Kameraden in langer Gasse gehauen, bei argen Verbrechen bis zum Tode. Die Unteroffiziere und Junker aber genossen den Vorzug, mit der flachen Degenklinge „gefuchtelt“ zu werden, für grössere Dienstvergehen wurden sie an Händen und Füßen geschlossen und stundenlang an die Säule gehängt, was ihnen die Ehre nicht minderte.

Wenn im Preussischen die Vorliebe der Könige für die Montur, und unter Friedrich der Kriegsrühm des Heeres den kantonpflichtigen Brandenburger mit des Königs Rock einigermassen versöhnte, so war das im übrigen Deutschland viel weniger der Fall. Dem kantonpflichtigen Bürger- und Bauersohn im Preussischen war es ein grosses Unglück, dienen zu müssen, im übrigen Deutschland war es eine Schande. Zahlreich sind die Versuche, sich durch Verstummung untauglich zu machen, auch das Abhacken der Finger machte nicht frei, und wurde außerdem streng wie Fahnenflucht bestraft. Noch um 1790 schämte sich ein reicher Bauerbursch in Kursachsen, der durch den Hass des Amtmanns zum Dienst gezwungen worden war, sein Heimatdorf im Soldatenrock zu betreten. So oft er Urlaub erhielt, machte er vor dem Dorfe halt und liess sich seine Bauerkleider herausbringen; die Montierungsstücke musste eine Magd in verdecktem Körbe durch die Dorfgasse tragen.

Deshalb hörten die Desertationen nie auf; sie waren das gewöhnliche Leiden aller Heere und durch die furchtbaren Strafen — beim ersten und zweiten Male Spiesbruten, beim dritten die Kugel — nicht zu verhindern. In der Garnison war unablässiger Appell und stilles Spionieren nach der Stimmung der einzelnen unzureichende Hilfe. Gab aber die Kanone das Zeichen, dass ein Mann entflohen, dann wurden die Dörfer der Umgebung alarmiert. Die Einspännigen oder Heide-reiter trabten auf allen Straßen, Kommandos zu Fuß und Ross durchzogen das Land bis an die Grenze, überall wurden die Dörfer benachrichtigt. Wer einen Deserteur einbrachte, erhielt im Preussischen zehn Taler, wer ihn nicht anhielt, sollte das Doppelte als Strafe bezahlen. Jeder Soldat, der auf der Landstraße ging, musste einen Pass haben; in Preussen hatte nach dem Befehl Friedrich Wilhelms I. jeder Untertan, vornehm oder gering, die Verpflichtung, jeden Soldaten, den er unterwegs traf, anzuhalten, nach seinem Ausweis zu fragen, zu verhaften und abzuliefern. Es war eine greuliche Sache für den kleinen Handwerksburschen, auf einsamer Straße einen verzweifelten sechsfüßigen Grenadier mit Ober- und Untergewehr zum Stillstand zu bringen, und konnte durchaus nicht durchgesetzt werden. Noch schlimmer war es, wenn grössere Trupps sich zur Flucht verabredeten, wie

jene zwanzig Russen aus dem Regiment des Dessauers zu Halle, welche im Jahre 1734 Urlaub erhalten hatten, den griechischen Gottesdienst in Brandenburg zu besuchen, wo der König für seine zahlreichen russischen Grenadiere einen Popen hielt. Die zwanzig aber beschlossen, zu den goldenen Kreuzen des heiligen Moskau zurückzupilgern; sie schlugten sich mit grossen Stangen durch die sächsischen Dörfer, wurden mit Mühe durch preussische Husaren aufgefangen und über Dresden in ihren Standort zurückgebracht, dort mild behandelt. Weit schmerzlicher war dem König, daß sogar unter seinen grossen Potsdamern eine Verschwörung ausbrach, als sich lange Grenadiere vom Serbenstamme verschworen hatten, die Stadt anzustechen und mit bewaffneter Hand zu flüchten. Es waren sehr grosse Leute darunter; die Hinrichtungen, das Nasenabschneiden und andere Zuchtmittel verursachten dem König eine Einbusse von 30000 Tälern. Vollends im Felde war eine Reihe von taktischen Vorschriften nötig, um das Entlaufen zu bändigen. Jeder Nachtmarsch, jedes Lager am Waldsaume brachte Verluste, die Truppen auf der Straße und im Lager mussten durch starke Husarenpatrouillen und Pikets umschlossen, bei jeder geheimen Unternehmung mußte das Heer durch Reiterschwärme umgeben werden, damit nicht einzelne Ausreißer dem Feind Nachricht zutragen. Das befahl noch Friedrich II. seinen Generälen. Trotz alledem war in jeder Kompanie, nach jedem verlorenen Treffen, selbst nach gewonnenen, die Zahl der Ausreißer zum Erschrecken gross. Nach unglücklichen Feldzügen waren ganze Armeen in Gefahr, zu zerlaufen. Viele, die von einem Heer wegließen, zogen gewinnlüstig, wie die Söldner im Dreißigjährigen Kriege, dem anderen zu; ja, das Ausreissen und Wechseln erhielt für Abenteurer einen rohen, gemütlichen Reiz. Ein aufgefangener Fahnenflüchtiger war in der Meinung des grossen Haufens nichts weniger als ein Übeltäter, — wir haben mehrere Volkslieder, in denen sich das volle Mitgefühl der Dorffänger mit dem Unglücklichen auspricht; der glückliche Deserteur aber galt sogar für einen Helden, und in einigen Volksmärchen ist der tapfere Gesell, welcher Ungeheuer bezwingt, dem Märchenkönige aus der Not hilft und zuletzt die Prinzessin heiratet, ein entsprungener Soldat.

Dieses fürstliche Kriegsvolk galt nach Auffassung der Zeit, auch nachdem die Volksbewaffnung jener Landmilitz ganz in den Hintergrund gedrängt war, immer noch für einen Privatbesitz der Fürsten. Die deutschen Landesherren hatten nach dem Dreißigjährigen Kriege wie einst die italienischen Kondottieri mit ihrem Kriegsstaat gehandelt, sie hatten ihn an fremde Mächte verpachtet, bald für die eine, bald für die andere Partei verwertet, um sich Geld zu machen und ihr Ansehen zu vergrößern. Zuweilen warben die kleinsten Reichsfürsten mehrere Regimenter im Dienst des Kaisers, der Holländer, des Königs von Frankreich. Seit die Truppen zahlreicher und zum großen Teil aus Landeskindern ergänzt wurden, erschien dieser Missbrauch der Fürstengewalt dem Volke allmählich befremdlich. Aber erst seit durch die Kriege Friedrichs II. eine patriotische Wärme in das Volk gekommen war, wurde solche Verwendung ein Gegenstand lebhafter Erörterungen. Und als seit 1777

Braunschweig, Ansbach, Waldeck, Zerbst, vor anderen Hessen-Kassel und Hanau, eine Anzahl Regimenter an England zum Dienst gegen die Amerikaner vermieteten, wurde der Unwillen im Volke laut. Noch war es nicht mehr als eine lyrische Klage, aber sie schallte vom Rheine bis zur Weichsel; die Erinnerung daran ist noch jetzt sehr lebendig, noch heute hängt über einer der Regentenfamilien, die damals am frevelhaftesten das Leben ihrer Untertanen verschacherte, diese Untat wie ein Fluch.

Unter den deutschen Staaten war es Preussen, in welchem sich die Tyrannie dieses Militärsystems am schärfsten, aber auch mit einer einseitigen Größe ausbildete, durch welche das preussische Heer während eines halben Jahrhunderts zu der ersten Kriegsmacht der Welt geformt wurde, zu einem Muster, nach dem sich alle übrigen Armeen Europas richteten.

Wer kurz vor 1740 unter der Regierung König Friedrich Wilhelms I. preußisches Land betrat, dem fiel in der ersten Stunde das eigentümliche Wesen auf. Bei der Feldarbeit, in den Straßen der Städte sah er immer wieder schlanke Leute von soldatischem Aussehen, mit einer auffallenden roten Halsbinde. Es waren Kantonisten, die schon als Kinder in die Soldatenrollen eingetragen waren, zur Fahne geschworen hatten und eingezogen werden konnten, wenn der Staat des Königs ihrer bedurfte. Jedes Regiment hatte 5—800 dieser Ersatzleute, man nahm an, daß dadurch die Armee — 64 000 Mann — in drei Monaten um 30 000 Köpfe vermehrt werden konnte, denn alles lag für sie in den Montierungskammern bereit, Tuch und Gewehre. Und wer zuerst ein Regiment preußischen Fußvolks sah, dem wuchs das Erstaunen. Die Leute hatten eine Größe, wie sie an Soldaten nirgend in der Welt zu sehen war, sie schienen von einem fremden Stämme. Wenn das Regiment vier Glieder hoch in Linie stand — die Stellung in drei Glieder wurde gerade damals erst eingeführt —, dann waren die kleinsten Leute des ersten Gliedes nur wenige Zoll unter sechs Fuß, fast ebenso hoch das vierte, die mittleren wenig kleiner. Man nahm an, daß, wenn die ganze Armee in vier Reihen gestellt würde, die Köpfe vier schnurgerade Linien machen müßten; auch das Gewehr war etwas länger als anderswo. Und nicht weniger auffallend war das schmucke Aussehen der Mannschaft; wie Herren standen sie da, mit reiner guter Leibwäsche, den Kopf säuberlich gepudert mit einem Zopf, alle im blauen Rock, zu den hellen Kniehosen Stiefelletten von ungebleichter Leinwand, die Regimenter durch Farbe der Westen, Aufschläge, Lizen und Schnüre unterschieden. Trug ein Regiment Bärte, wie z. B. das des alten Dessauers in Halle, so war der Bart sorgfältig gewichst, jedem Mann wurde alljährlich vor der Heerschau eine neue Montur bis auf Hemde und Strümpfe geliefert, auch in das Feld nahm er zwei Anzüge mit. Noch stattlicher sahen die Offiziere aus, mit gestickter Weste, um den Leib die Schärpe, am Degen das „Feldzeichen“, alles von Gold und Silber, und am Halse den vergoldeten Ringkragen, in dessen Mitte auf weißem Feld der preußische Adler zu sehen war. In der Hand trugen Hauptmann wie Leutnant die Partisane, die man schon damals ein wenig verkleinert hatte und Sponton nannte, die Unteroffiziere noch die kurze Pike. Es

galt damals für schön, daß die Kleidung enge und gepreßt saß, und ebenso waren die Bewegungen der Leute kurz, geradlinig, die Haltung eine gerade, straffe, der Kopf stand hoch in der Luft. Noch merkwürdiger waren ihre Waffenübungen. Denn sie marschierten zuerst von allen Kriegsvölkern in einem Gleichtritt, die ganze Linie nach der Schnur wie ein Mann den Fuß aufhebend und niedersezend. Diese Neuerung hatte der Dessauer eingeführt; es war ein langsames und würdiges Schrittmäß, das auch im ärgsten Kugelregen wenig beschleunigt wurde, derselbe majestätische Gleichtritt, welcher in der heißesten Stunde bei Mollwitz die Österreicher in Verwirrung brachte. Auch die Musik erschütterte den, der sie hörte. Die großen messingenen Trommeln der Preussen (sie sind leider jetzt zur Kleinheit einer Schachtel herabgekommen) regten ein ungeheures Getöse auf. Wenn in Berlin zur Wachtparade von einigen zwanzig Trommeln geschlagen wurde — kein Fremder versäumte das anzuhören —, dann zitterten alle Fenster. Und unter den Hautbois war sogar ein Trompeter, ebenfalls eine unerhörte Erfindung. Die Einführung dieses Instruments hatte überall in ganz Deutschland Staunen und Einwendung verursacht, denn die Trompeter und Pauker des Heiligen Römischen Reiches bildeten eine zünftige Genossenschaft, welche durch einen schönen kaiserlichen Brief geschützt war und die unzünftigen Feldtrompeter nicht dulden wollte. Aber der König lehrte sich gar nicht daran. Und wenn vollends die Soldaten exerzierten, luden und feuerten, so war die Präzision und Schnelligkeit einer Hexerei ähnlich¹⁹; denn seit 1740, wo der Dessauer den eisernen Ladestock eingeführt hatte, schoss der Preusse vier- bis fünfmal in der Minute, er lernte es später noch schneller, 1773 fünf- bis sechsmal, 1781 sechs- bis siebenmal. Das Feuer der ganzen langen Bataillonsfront war ein Blitz und ein Knall. Wenn die Salven der exerzierenden Mannschaft früh am Morgen unter den Fenstern des Königsschlosses zu Potsdam dröhnten, war der Lärm so groß, daß alle kleinen Prinzen und Prinzessinnen aus den Betten sprangen.

Denn wer das Soldatenvolk recht sehen wollte, der mußte nach Potsdam reisen. Der Ort war ein ärmlicher Flecken gewesen zwischen Havel und Sumpf, der König hatte ein steinernes Soldatenlager daraus gemacht; kein Zivilist durfte dort einen Degen tragen, auch der Staatsminister nicht. Dort lagen um das königliche Schloß in kleinen Ziegelhäusern, die zum Teil auf holländische Art gebaut waren, die Riesen des Königs, das weltberühmte Grenadierregiment. Es waren drei Bataillone von 800 Mann, außerdem 6—800 nichteingereichte zum Ersatz. Wer von den Grenadiern mit Frau und Kindern behaftet war, der erhielt ein Haus für sich; von den anderen Riesen hausten je vier bei einem Wirt, der ihnen aufwarten und Kost besorgen musste, wofür er etliche Klaftern Holz erhielt. Die Leute dieses Regiments wurden nicht beurlaubt, durften keine öffentliche Handarbeit treiben, keinen Branntwein trinken; die meisten „lebten wie Studenten auf der hohen Schule, sie beschäftigten sich mit Büchern, mit Zeichnen, mit Musik oder arbeiteten in ihren Häusern²⁰“. Sie erhielten außergewöhnlichen Sold, die längsten von zehn bis

zwanzig Taler monatlich, schöne Leute in hohen blechbeschlagenen Grenadiermützen, wodurch sie noch um vier Hände breit höher wurden, und die Querpfeifer des Regiments waren gar Mohren. Wer zu der Leibkompanie des Regiments gehörte, der war so merkwürdig, daß er abgemalt und im Korridor des Potsdamer Schlosses aufgehängt wurde. Diese Enakösöhne in Parade oder exerzieren zu sehen, reisten viele hochgestellte Leute nach Potsdam. Freilich wurde schon damals bemerkt, daß solche Kolosse schwerlich zum Ernst des Krieges brauchbar wären, und daß noch niemand in der Welt darauf verfallen sei, den Vorzug des Soldaten in der außerordentlichen Größe zu suchen, das Wunder sei Preußen vorbehalten. Aber wer im Lande selbst weilte, tat gut, dergleichen nicht laut auszusprechen. Denn die Grenadiere waren eine Leidenschaft des Königs, welche in den letzten Jahren fast bis zum Wahnsinn stieg, für die der König seine Familie, Recht, Ehre, Gewissen und was ihm sein Lebelang sonst am höchsten stand, den Vorteil seines Staats, vergaß. Sie waren seine lieben blauen Kinder, er kannte jeden von ihnen genau, nahm an ihren persönlichen Angelegenheiten lebhaften Anteil, unterhielt sich, wenn er gnädig war, mit den einzelnen, und ertrug lange Reden und dreiste Antworten. Es war schwer für einen Bürgerlichen, gegen diese Lieblinge recht zu behalten, und sie waren mit gutem Grund von dem Volk gefürchtet. Was irgendwo in Europa von großen Leuten zu finden war, ließ der König aufführen und durch Güte oder Gewalt zu seiner Garde schaffen. Da stand der Riese Müller, der sich in Paris und London für Geld hatte sehen lassen — die Person zwei Groschen —, er war erst der vierte oder fünfte in der Reihe; noch größer war damals Jonas, ein Schmiedeknecht aus Norwegen, dann der Preusse Hohmann, dem der König August von Polen, der doch ein stattlicher Herr war, mit der ausgestreckten Hand nicht auf den Kopf reichen konnte; endlich später James Kirkland, ein Ire, den der preußische Gesandte von Borke mit Gewalt aus England entführt hatte, und wegen dem beinahe der diplomatische Verkehr abgebrochen wurde, er hatte dem König gegen neuntausend Taler gekostet. Aus jeder Art von Lebensberuf waren sie zusammengeholt, Abenteurer der schlimmsten Art, Studenten, katholische Geistliche, Mönche, auch einzelne Edelleute standen in Reihe und Glied. Wer seinen Vorteil wahrzunehmen wußte, verkaufte seine Größe teuer. Der Kronprinz Friedrich sprach in den Briefen an seine Vertrauten oft mit Abneigung und Spott von der Leidenschaft des Königs; aber auch ihm ging etwas davon in das Blut über, und ganz ist die Freude daran noch heut nicht aus dem preußischen Heere geschwunden. Sie überkam auch andere Fürsten. Zunächst solche, welche zu den Hohenzollern hielten, die Dessauer, die Braunschweiger. Noch 1806 trieb der Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher bei Auerstädt tödlich verwundet wurde, bei seinem Regiment zu Halberstadt einen planmäßigen Menschenhandel; in seiner Leibkompanie ging das erste Glied mit 6 Fuß aus, der kleinste Mann hatte 5 Fuß 9 Zoll, alle Kompanien waren größer als im 19. Jahrhundert das erste Garderegiment. Aber auch an andere Armeen hing sich etwas von dieser Vorliebe. Am Ende des 18. Jahrhunderts bedauert ein tück-

tiger sächsischer Offizier, daß die schönsten und größten Regimenter des sächsischen Heeres sich nicht mit den kleinsten der Preussen messen könnten²¹.

Nicht weniger merkwürdig war das Verhältnis, in welchem König Friedrich Wilhelm I. zu seinen Offizieren stand. Er hasste und fürchtete von Herzen die schlaue Klugheit der Diplomaten und der höheren Beamten: dem einfachen, derben, geraden Wesen seiner Offiziere — das zuweilen eine Maske war — vertraute er leicht seine geheimsten Gedanken. Es war seine Lieblingsstimmung, sich als ihren Kameraden zu betrachten. Wer die Schärpe trug, den hielt er in vielen Stunden für seinesgleichen. Alle Oberoffiziere bis zum Major herab, die er längere Zeit nicht gesehen hatte, pflegte er bei der Begrüßung zu küssen. Einst schimpfte er den Major von Jürgaß mit dem Schmähwort, womit der Offizier damals einen studierten Mann bezeichnete; der trunkene Major erwiderte: „Das sagt ein Hundsfott“, stand auf und verließ die Gesellschaft. Da erklärte der König, er könne das nicht auf sich sitzen lassen und sei bereit, für die Bekleidung mit Schwert oder Pistolen Vergeltung zu nehmen. Als die Anwesenden Einsprache erhoben, fragte der König zornig, wie er denn sonst Genugtuung für eine bekleidigte Ehre erhalten könne. Man fand das Auskunftsmittel, daß sich Oberstleutnant von Einsiedel, der des Königs Stelle beim Bataillon zu vertreten hatte, statt seiner duellieren müsse. Das Duell ging vor sich, Einsiedel wurde am Arm verwundet, der König füllte ihm dafür einen Tornister mit Talern und befahl ihm, die Last nach Hause zu tragen. — Und der König vergaß sein Leben nicht, daß er als Kronprinz im Dienst nur bis zum Obersten befördert worden, und daß ein Feldmarschall eigentlich mehr war als er selbst. Deshalb bedauerte er in dem Tabakskollegium, daß er nicht bei König Wilhelm von England hätte bleiben können: „er hätte gewiß einen großen Mann aus mir gemacht; selbst zum Statthalter von Holland hätte er mich machen können.“ Und als ihm entgegengehalten wurde, daß er ja selbst ein großer König sei, erwiderte er: „Ihr redet, wie ihr es versteht; er hätte mich das Handwerk gelehrt, die Armeen von ganz Europa zu kommandieren. Wisset ihr etwas Größeres?“ So sehr fühlte der wunderliche Herr, daß er kein Feldherr geworden war. Und als er sterbend in seinem Holzstuhl sass, alle Erdensorgen hinter sich geworfen hatte und neugierig an sich selbst den Vorgang des Sterbens beobachtete, da ließ er noch das Totenpferd aus dem Stalle holen, wie es nach altem Brauch von der Hinterlassenschaft eines Obersten dem kommandierenden General übersandt wurde; er befahl, das Ross von seinetwegen zu Leopold von Dessau zu führen und die Stallknechte zu prügeln, weil sie nicht die rechte Schabracke darauf gelegt hatten²². Ein solcher Fürst zog fast den gesamten Adel seines Landes nach seinem Bilde und in sein Heer. Roh und unwissend, wie er selbst, war der größte Teil seiner Offiziere. Schon unter dem Großen Kurfürsten war in dem Heere eine hochmütige Verachtung gegen alle Bildung nur zu häufig gewesen, schon damals war bei dem früh verstorbenen Kurprinzen Karl Emil, dem ältern Bruder des ersten Königs von Preussen, durch die Offiziere seiner Umgebung ein solcher Widerwille gegen alles Lernen großge-

zogen worden, daß der Prinz behauptete: wer studiere und Lateinisch lerne, sei ein Bärenhäuter. Im Tabakskollegium des Königs Friedrich Wilhelm waren im Anfang noch ärgerliche Bezeichnungen dieser Menschenklasse gewöhnlich; beim König selbst wurde das allerdings in den letzten Jahren seines Lebens anders, aber der Mehrzahl der preußischen Offiziere blieb der rauhe Ton, die Gleichgültigkeit gegen alles Wissen, das nicht zum Handwerk gehörte, trotz der Bemühungen Friedrichs des Großen, bis in das 19. Jahrhundert. Noch um 1790 bezeichnete das Volk durch das Wort: Friedrich-Wilhelm-Offizier²³ einen großen hageren Mann in kurzem blauem Rock mit langem Degen und zugeschnürtem Hals, der alle seine Handlungen steif und ernst wie im Dienst verrichtete und wenig gelernt hatte. Und aus derselben Zeit klagt Lafontaine, Feldprediger im Regiment von Thadden zu Halle, wie gering die Bildung der Offiziere sei. Nach einer geschichtlichen Vorlesung, die er ihnen gehalten, nahm ihn ein wackerer Hauptmann beiseite: „Sie erzählen Dinge, die vor vielen tausend Jahren geschehen sind, Gott weiß, wo. Machen Sie uns auch nicht etwas weiß? Woher wissen Sie das?“ Und als der Feldprediger ihm eine Erklärung gab, versetzte der Offizier: „Kurios, ich habe gedacht, es sei immer so gewesen wie im Preußischen.“ Derselbe Hauptmann konnte nichts Geschriebenes lesen, war aber sonst ein braver zuverlässiger Mann²⁴.

Aber König Friedrich Wilhelm I. wollte doch nicht, daß seine Offiziere ganz unbehilflich bleiben sollten. Er ließ die Söhne armer Edelleute auf seine Kosten in der großen Kadettenanstalt zu Berlin unterrichten und unter Aufsicht tüchtiger Offiziere an den Dienst gewöhnen; die gewandteren brauchte er als Pagen, zu kleinen Dienstleistungen, zu Wachen im Schloss. Es fiel auf, daß in Preußen kein armer Edelmann um das Fortkommen seiner Söhne sorgen durfte, der König tat es für ihn; der Adel Preußens, sagte man, sei die Pflanzschule für den Sponton. Schon der Knabe von vierzehn Jahren trug ganz denselben Rock von blauem Tuch wie der König und seine Prinzen. Denn Epauletten und Unterschiede in der Stickerei gab es damals noch nicht, nur die Regimenter würden durch Abzeichen unterschieden. Jeder Prinz des preußischen Hauses mußte dienen und Offizier werden wie der Sohn des armen Edelmanns. Dass in der Schlacht bei Mollwitz zehn Prinzen des preußischen Königshauses beim Heere gewesen waren, wurde von den Zeitgenossen wohl bemerkt. Das war noch nirgend und zu keiner Zeit da gewesen, daß die Könige sich als Offiziere und den Offizier als einen Fürsten und als ihresgleichen betrachteten.

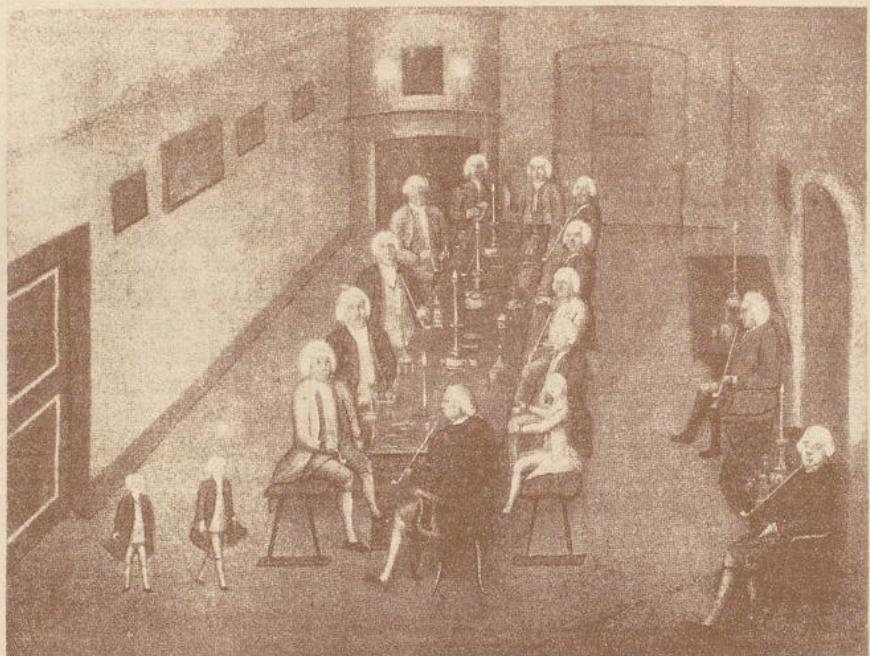
Durch diese kameradschaftliche Zucht wurde ein Offizierstand geschaffen, wie ihn bis dahin kein Volk gehabt hatte. Es ist wahr, alle Fehler eines bevorzugten Standes würden sehr auffallend an ihm sichtbar. Außer seiner Roheit, Trunkliebe und Völlerei war auch die Duellwut, das alte Leiden deutscher Heere, nicht auszurotten, obwohl derselbe Hohenzoller, der sich selbst mit seinem Major schlagen wollte, unerbittlich jeden Offizier mit dem Tode strafte, der im Zweikampf einen anderen getötet hatte. Rettete sich aber ein solcher „braver Kerl“ durch die Flucht,

dann freute sich wohl der König, wenn ihn andere Machthaber beförderten. — Das Duell der Preußen hatte damals noch fast ganz die Gebräuche des Dreißigjährigen Krieges: mehrere Kampfzeugen, die Zahl der Gänge bestimmt, man kämpfte zu Pferde auf ein Paar Pistolen, zu Fuß mit dem Degen; vor dem Gefecht gaben die Gegner einander die Hand, ja, sie umarmten sich und verziehen im voraus ihren Tod; wer fromm war, ging vorher zu Beichte und Abendmahl; kein Stoß durfte geschehen, bevor der Gegner imstande war, den Degen zu gebrauchen; wenn der Gegner zu Boden stürzte oder entwaffnet wurde, war Großmut Pflicht; noch kam vor, daß, wer tödlichen Ausgang wollte, seinen Mantel ausbreitete, oder wenn er — wie die Offiziere seit 1710 — keinen Mantel trug, vielleicht mit dem Degen ein vierfüiges Grab auf den Boden zeichnete. Der Versöhnung folgte sicher ein Gelage. Häufig und unbestraft war dem Offizier Anmaßung gegen Beamte von Zivil, rohe Gewalttat gegen Schwächere. Auch die lebhafte Empfindung für Offiziersehre, welche sich damals beim preußischen Heere ausbildete, hatte nicht gerade hohe sittliche Berechtigung; sie war ein sehr unvollkommener Ersatz für männliche Tugend, denn sie verzieh große Laster, sie bemäntelte auch Gemeinheiten. Aber sie war doch für tausend verwilderte und zuchtlose Männer ein wichtiger Fortschritt.

Denn durch sie wurde zuerst in dem preußischen Heere eine, wenn auch einseitige, Hingebung des Adels an die Idee des Staates hervorgebracht. Zuerst in der Armee der Hohenzollern wurde der Gedanke, daß der Mann sein Leben dem Vaterlande schuldig sei, in die harten Seelen der Offiziere und der Gemeinen hineingeschlagen. Keinem Teile von Deutschland haben brave Soldaten gefehlt, welche für die Fahne zu sterben wußten, welcher sie dienten. Aber das Verdienst der Hohenzollern, der rauhen rücksichtslosen Führer eines wilden Heeres, war, daß, weil sie selbst mit einer unbegrenzten Hingebung für ihren Staat lebten, arbeiteten, Gutes und Böses taten, sie auch ihrem Heere zu der Fahnenehr ein vaterländisches Pflichtgefühl zu geben wußten. Aus der Schule Friedrich Wilhelms I. wuchs die Armee, mit welcher Friedrich II. seine Schlachten gewann, die den preußischen Staat des 18. Jahrhunderts zu der gefürchtetsten Macht Europas machte, die durch ihr Blut und ihre Siege der ganzen Nation das begeisternde Gefühl verschaffte, daß auch in den deutschen Grenzen ein Vaterland sei, auf das der einzelne stolz sein dürfe, für dessen Vorteil zu kämpfen und zu sterben jedem braven Landeskind die höchste Ehre und den höchsten Ruhm bereite.

Und zu diesem Fortschritt deutscher Bildung halfen nicht nur die Begünstigten, welche mit Ringkragen und Schärpe als Kameraden des Obersten Friedrich Wilhelm auf den Schemeln seines Kollegiums saßen, auch die vielgeplagten Soldaten, die durch Zwang und Schläge genötigt wurden, für denselben Staat ihres Königs die Muskete abzufeuern.

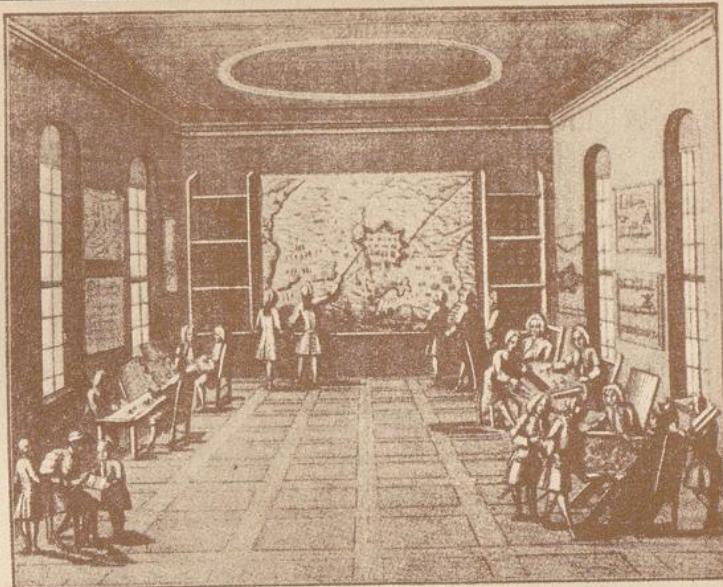
Zunächst aber, bevor von dem Segen der Regierung eines großen Königs die Rede ist, soll hier, wo das Leben der einzelnen, kleinen geschildert wird, ein preußischer Rekrut und Deserteur von den Leiden des alten Heerwesens erzählen.



König Friedrich Wilhelm I. in seinem Tabakskollegium.
(Gemälde der Zeit. Hohenzollernmuseum, Berlin.)

Kriegsschule der Offiziere. Anfang des 18. Jahrhunderts.
(Kupferstich aus: H. F. v. Fleming, *Der vollkommene deutsche Soldat*. Leipzig, 1726.)

Handgranatenwurf. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: *Manuale oder Handgriffe der Infanterie nach dem Kaiserlichen und Württembergischen Reglement*. Augsburg, 1735.)



Nº 27. Zünd und werfft die Granad.

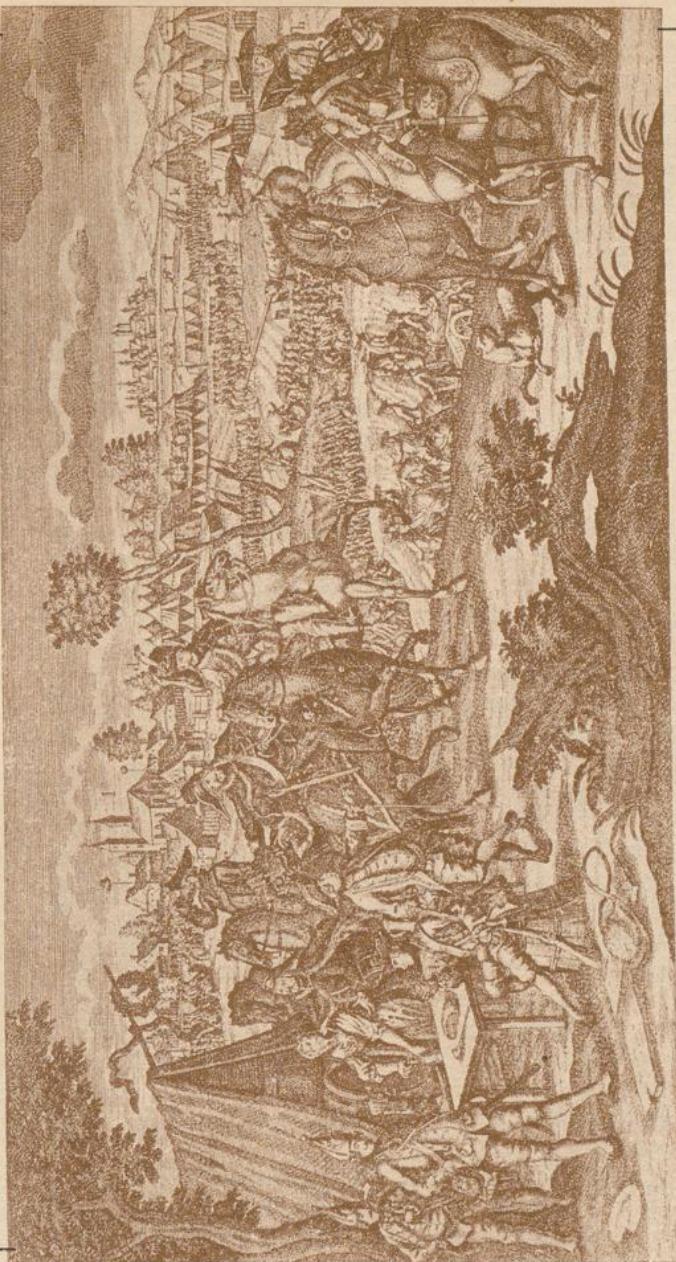
Tempo



Nº 27. Tempo 1. bläst ab den Lutten. Tempo 2. begiezt mit der linken Hand der Granad, und zündet selbige an. Tempo 3. werft die Granad, auch ganz links umkehrend, und hältet beide Arme ausgestreckt, wobey der Lutten in der Hand behalten wird.



Stadtdrill auf preußischen Exerzierplätzen. 18. Jahrhundert.
(Radierungen von D. Chodowiecki.)



Preußische Truppen im Siebenjährigen Kriege. (Kupferstich von J. M. Probst.)

Der Erzählende ist der Schweizer Ulrich Bräcker, der Mann von Toggenburg, dessen Selbstbiographie öfter gedruckt²⁵ und einer der lehrreichsten Berichte aus dem Leben des Volkes ist, welche wir besitzen. Die Lebensbeschreibung enthält in ihrem ersten Teil eine Fülle von liebenswürdigen Zügen: die Schilderung einer armen Familie im entlegenen Tal, den bitteren Kampf mit der Not des Lebens, das Treiben der Hirten, die erste Liebe des jungen Mannes, seine hinterlistige Entführung durch preußische Werber, den gezwungenen Kriegsdienst bis zur Schlacht bei Löwositz, die Flucht nach der Heimat und seit der Zeit einen mühsamen Kampf um das tägliche Brot, die Beschreibung seines Haushaltes, zuletzt die schmerzhafte Entzagung einer weichen, schwärmerischen Natur, welche nicht ohne eigene Schuld durch Neigung zur Träumerei und durch leidenschaftliche Wallungen in der dauerhaften Einrichtung des eigenen Lebens gestört wurde. Überall verrät der arme Mann von Toggenburg in seiner ausführlichen Darstellung ein poetisches Gemüt von oft rührender Kindlichkeit, einen leidenschaftlichen Trieb, zu lesen, nachzudenken und sich zu bilden, eine reizbare Geistesanlage, welche durch Phantasien und Stimmmungen beherrscht wird.

Ulrich Bräcker war in Toggenburg, seiner Heimat, mit dem Vater beim Holzfällen beschäftigt, als ein Bekannter der Familie, ein umherziehender Müller, zu den Arbeitenden trat und der ehrlichen Einfalt Bräckers den Rat gab, aus dem Tal in die Städte zu ziehen, um dort sein Glück zu machen. Unter den Segenswünschen der Eltern und Geschwister wandert der ehrliche Junge mit dem Hausfreunde nach Schaffhausen; dort wird er in ein Wirtshaus gebracht, wo er einen fremden Offizier kennenlernt. Als sein Begleiter sich zufällig auf kurze Zeit entfernt, wird er mit dem Offizier handelseinig, als Bedienter bei ihm zu bleiben. Der Hausfreund kommt in das Zimmer zurück und ist aufs höchste entrüstet, nicht darüber, daß Ulrich in den Dienst getreten ist, sondern daß er dies ohne seine Vermittlung getan hat, und daß ihm das Mäklergeld dadurch verkürzt wird. Es ergab sich später, daß er selbst den Sohn seines Landsmanns fortgeführt hatte, um ihn zu verkaufen, und daß er zwanzig Friedrichsdor für ihn fordern wollten. Ulrich lebt eine Zeitlang lustig als Bedienter bei seinem lockern Herrn, dem Italiener Marconi, in neuer Livree, ohne sich sonderlich um die geheime Diensttätigkeit desselben zu kümmern. Er fühlt sich in seinen neuen Verhältnissen sehr wohl und schreibt einen freudigen Brief nach dem anderen an seine Eltern und seine Geliebte. Endlich wird er mit einer Lüge von seinem Herrn tiefer in das Reich und zuletzt bis Berlin geschickt, und erst dort erkennt er mit Schrecken, daß seine schöne Livree und sein ganzes lustiges Leben nichts als ein Betrug war, der mit ihm gespielt worden ist. Sein Herr ist ein Werbeoffizier, er selbst ein preußischer Rekrut. Von hier an soll er selbst seine Schicksale erzählen:

„Es war den 8. April, da wir zu Berlin einmarschierten, und ich vergebens nach meinem Herrn fragte, der doch, wie ich nachwärts erfuhr, schon acht Tage vor uns dort angelangt war — als Labrot mich in die Krausenstraße in Friedrich-

stadt transportierte, mir ein Quartier anwies und mich dann kurz mit den Worten verließ: „Da, Mußtier, bleib' er, bis auf fernere Ordre! Der Henker! dacht' ich, was soll das? Ist ja nicht einmal ein Wirtshaus. Wie ich so staunte, kam ein Soldat, Christian Zittemann, und nahm mich mit sich auf seine Stube, wo sich schon zwei andere Martisöhne befanden. Nun ging's an ein Wundern und Ausfragen: wer ich sei, woher ich komme, und dergleichen. Noch konnt' ich ihre Sprache nicht recht verstehen. Ich antwortete kurz: ich komme aus der Schweiz und sei Sr. Exzellenz, des Herrn Leutnant Marconi, Lakai; die Sergeanten hätten mich hierher gewiesen, ich möchte aber lieber wissen, ob mein Herr schon in Berlin angekommen sei, und wo er wohne. Hier fingen die Kerls ein Gelächter an, dazu ich hätte weinen mögen, und keiner wollte das Geringste von einer solchen Exzellenz wissen. Mittlerweile trug man eine stockdicke Erbsenkost auf. Ich aß mit wenigem Appetit davon.

Wir waren kaum fertig, als ein alter hagerer Kerl ins Zimmer trat, dem ich doch bald ansah, daß er mehr als Gemeiner sein müsse. Es war ein Feldweibel. Er hatte eine Soldatenmontur auf dem Arm, die er über den Tisch ausspreite, ein Sechsgröschenstück dazu legte und sagte: „Das ist vor dich, mein Sohn! Gleich werd' ich dir noch ein Kommissbrot bringen.“ „Was? vor mich?“ versetzte ich, „von wem? wozu?“ „Ei! deine Montierung und Traktament, Bursche! Was gilt's da Fragens? bist ja ein Rekrute.“ „Wie, was? Rekrute?“ erwiderte ich. „Behüte Gott, da ist mir nie kein Sinn daran kommen. Nein! in meinem Leben nicht. Marconis Bedienter bin ich. So hab' ich gedungen und anders nicht. Da wird mir kein Mensch anders sagen können!“ „Und ich sag' dir, du bist Soldat, Kerl! Ich steh' dir dafür. Da hilft ißt alles nichts.“ Ich: „Ach! wenn nur mein Herr Marconi da wäre.“ Er: „Den wirst du sobald nicht zu sehen kriegen. Wirst doch lieber wollen unsers Königs Diener sein, als seines Leutnants?“ — Damit ging er weg. „Um Gottes willen, Herr Zittemann,“ fuhr ich fort, „was soll das werden?“ „Nichts, Herr!“ antwortete dieser, „als daß er, wie ich und die andern Herren da, Soldat, und wir folglich alle Brüder sind; und daß ihm alles Widersehen nichts hilft, als daß man ihn auf Wasser und Brot nach der Hauptwache führt, Kreuzweis schließt und ihn fuchtelt, daß ihm die Rippen krachen, bis er content ist!“ Ich: „Das wär' beim Sacker unverschämt, gottlos!“ Er: „Glaub' er mir's auf mein Wort, anderst ist's nicht, und geht's nicht.“ Ich: „So will ich's dem Herrn König klagen.“ — Hier lachten alle hoch auf. — Er: „Da kommt er sein Tag nicht hin.“ Ich: „Oder wo muß ich mich sonst denn melden?“ Er: „Bei unserm Major, wenn er will. Aber das ist alles umsonst.“ Ich: „Nun, so will ich's doch probieren, ob's so gelte!“ — Die Burschen lachten wieder. — (Der Major prügelt ihn zur Tür hinaus.) —

Des Nachmittags brachte mir der Feldweibel mein Kommissbrot nebst Unter- und Übergewehr und so fort, und fragte: ob ich mich nun eines Bessern bedacht? „Warum nicht?“ antwortete Zittemann für mich, „er ist der beste Bursch von der Welt.“ Ißt führte man mich in die Montierungskammer, und passte mir Hosen, Schuh und Stiefeletten an, gab mir einen Hut, Halsbinde, Strümpfe und so fort.

Dann mußte ich mit noch etwa zwanzig anderen Rekruten zum Herrn Oberst Latorf. Man führte uns in ein Gemach, so groß wie eine Kirche, brachte etliche zerlöcherte Fahnen herbei, und befahl jedem, einen Zipfel anzufassen. Ein Adjutant, oder wer er war, las uns einen ganzen Sack voll Kriegsartikel her, und sprach uns einige Worte vor, welche die mehrsten nachmurmelten; ich regte mein Maul nicht — dachte dafür, was ich gern wollte — ich glaube, an Annchen; er schwung dann die Fahne über unsre Köpfe und entließ uns. Hierauf ging ich in eine Garküche, und ließ mir ein Mittagessen nebst einem Krug Bier geben. Dafür mußt' ich zwei Groschen zahlen. Nun blieben mir von jenen sechs noch viere übrig; mit diesen sollt' ich auf vier Tage wirtschaften, und sie reichten doch blos für zwee hin. Bei dieser Überrechnung fing ich gegen meine Kameraden schrecklich zu lamentieren an. Allein Cran, einer derselben, sagte mir mit Lachen: „Es wird dich schon lehren. Ißt tut es nichts; hast ja noch allerlei zu verkaufen! per Exempel deine ganze Dienermontur. Dann bist du gar ißt doppelt armiert; das läßt sich alles versilbern. Und dann der Menage wegen, nur fein aufmerksam zugesehen, wie's die andern machen. Da heben's drei, vier bis fünf miteinander an, kaufen Dinkel, Erbsen, Erdbirn und dergleichen und kochen selbst. Des Morgens um en Dreier Fussel und en Stück Kommisbrot; mittags holen sie in der Garküche um en andern Dreier Suppe, und nehmen wieder en Stück Kommis; des Abends um zwei Pfennig Kovent oder Dünnbier, und abermals Kommis.“ Aber, das ist beim Strehl ein verdammtes Leben‘, versezt' ich; und er: „Ja! So kommt man aus, und anderst nicht. Ein Soldat muß das lernen; denn es braucht noch viel andre War: Kreide, Puder, Schuhwarz, Öl, Schmirgel, Seife, und was der hundert Siebensachen mehr sind.“ — Ich: „Und das muß einer alles aus den sechs Groschen bezahlen?“ Er: „Ja! und noch viel mehr: wie z. B. den Lohn für die Wäsche, für das Gewehrputzen und so fort, wenn er solche Dinge nicht selber kann.“ — Damit gingen wir in unser Quartier, und ich machte alles, so gut ich konnte und mochte.

Die erste Woche indessen hatt' ich noch Vakanz, ging in der Stadt herum auf alle Exerzierplätze, sah, wie die Offiziere ihre Soldaten musterten und prügeln, daß mir schon zum voraus der Angstschweiß von der Stirne troff. Ich bat daher Sittemann, mir bei Haus die Handgriffe zu zeigen. „Die wirst du wohl lernen!“ sagte er, „aber auf die Geschwindigkeit kommt's an. Da geht's dir wie en Blitz!“ Indessen war er so gut, mir wirklich alles zu weisen, wie ich das Gewehr rein halten, die Montur anpressen, mich auf Soldatenmanier frisieren sollte, und so fort. Nach Crans Rat verkaufte ich meine Stiefel, und kaufte dafür ein hölzernes Kästchen für meine Wäsche. Im Quartier übte ich mich stets im Exerzieren, las im Hallischen Gesangbuch oder betete. Dann spaziert' ich etwa an die Spree und sah da hundert Soldatenhände sich mit Fluss- und Einladen der Kaufmannswaren beschäftigen; oder auf die Zimmerplätze: da steckte wieder alles voll arbeitender Kriegsmänner; ein andermal in die Kasernen und so fort. Da fand ich überall auch dergleichen, die hunderterlei Hantierungen trieben, von Kunstwerken an bis zum Spinnrocken.

Kam ich auf die Hauptwache, so gab's da deren, die spielten, soffen und haselissten, andre, welche ruhig ihr Pfeifchen schmauchten und diskutierten, etwa auch einen, der in einem erbaulichen Buch las und's den andern erklärte. In den Garküchen und Bierbrauereien ging's ebenso her. Kurz, in Berlin hat's unter dem Militär — wie, denk' ich freilich, in großen Staaten überall — Leute aus allen vier Weltteilen, von allen Nationen und Religionen, von allen Charakteren und von jedem Berufe, womit einer noch nebenzu sein Stücklein Brot gewinnen kann.

Die zweite Woche mußt' ich mich schon alle Tage auf dem Paradeplatz stellen, wo ich unvermutet drei meiner Landsleute, Schärer, Bachmann und Gästli, fand, die sich zumal alle mit mir unter gleichem Regemente (Jhenpliz), die beiden erstern vollends unter der nämlichen Kompanie (Lüderitz) befanden. Da sollt' ich vor allen Dingen unter einem mürrischen Korporal mit einer schiefen Nase (Mengke mit Namen) marschieren lernen. Den Kerl nun mocht' ich vor den Tod nicht vertragen; wenn er mich gar auf die Füße klopfte, schoß mir das Blut in den Gipfel. Unter seinen Händen hätt' ich mein' Tage nichts begreifen können. Dies bemerkte einst Hevel, der mit seinen Leuten auf dem gleichen Platz manövrierte, tauschte mich gegen einen andern aus und nahm mich unter sein Plouton. Das war mir eine Herzensfreude. Jetzt kapiert' ich in einer Stunde mehr als in zehn Tagen.

Schärer war ebenso arm als ich; allein er bekam ein paar Groschen Zulage und doppelte Portion Brot, der Major hielt ein gut Stück mehr auf ihm als auf mir. Indessen waren wir Herzensbrüder; solang einer etwas zu brechen hatte, konnte der andre mitbeissen. Bachmann hingegen, der ebenfalls mit uns hauste, war ein filziger Kerl und harmonierte nie recht mit uns; und doch schien immer die Stunde ein Tag lang, wo wir nicht beisammen sein konnten. G. mußten wir in lüderlichen Häusern suchen, wenn wir ihn haben wollten; er kam bald hernach ins Lazarett. Ich und Schärer waren auch darin völlig gleichgesinnt, daß uns das Berliner Weibsvolk ekelhaft und abscheulich vorkam, und wollt' ich für ihn so gut wie für mich einen Eid schwören, daß wir keine mit einem Finger berührt. Sonstern sobald das Exerzieren vorbei war, flogen wir miteinander in Schottmanns Keller, tranken unsern Krug Ruppiner oder Kotbusser Bier, schmauchten ein Pfeifchen und trillerten ein Schweizerlied. Immer horchten uns da die Brandenburger und Pommernar mit Lust zu. Etliche Herren sogar ließen uns oft express in eine Garküche rufen, ihnen den Kuhreihen zu singen. Meist bestand der Spielerlohn bloß in einer schmußigen Suppe; aber in einer solchen Lage nimmt man mit noch weniger vorlieb.

Oft erzählten wir einander unsere Lebensart bei Hause, wie wohl's uns war, wie frei wir gewesen, was es hingegen hier vor ein verwünschtes Leben sei und der gleichen. Dann machten wir Plane zu unserer Entledigung. Bald hatten wir Hoffnung, daß uns heut oder morgens einer derselben gelingen möchte; bald hingegen sahen wir vor jedem einen unübersteiglichen Berg, und noch am meisten schreckte uns die Vorstellung der Folgen eines allenfalls fehlgeschlagenen Versuches. Bald alle

Wochen hörten wir nämlich neue ängstigende Geschichten von eingebrochenen Deserteuren, die, wenn sie noch so viele List gebraucht, sich in Schiffer und andere Handwerksleute, oder gar in Weibskleider verkleidet, in Tonnen und Fässer versteckt und dergleichen, dennoch ertappt wurden. Da mussten wir zusehen, wie man sie durch 200 Mann, acht Mal die lange Gasse auf und ab, Spießruten laufen ließ, bis sie atemlos hinsanken — und des folgenden Tags aufs neue dran mussten, die Kleider ihnen vom zerhackten Rücken heruntergerissen, und wieder frisch drauflos gehauen wurde, bis Tezen geronnenen Bluts ihnen über ihre Hosen hinabgingen. Dann sahen Schärer und ich einander zitternd und todbläß an, und flüsterten einander in die Ohren: „Die verdamten Barbaren!“ Was hiernächst auch auf dem Exerzierplatz vorging, gab uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlass. Auch da war des Flughens und Karbatshens von prügelsüchtigen Jünkerlins, und hinwieder des Lamentierens der Geprügelten kein Ende. Wir selber zwar waren immer von den ersten auf der Stelle und tummelten uns wacker. Aber es tat uns nicht minder in der Seele weh, andre um jeder Kleinigkeit willen so unbarmherzig behandelt und uns selber so, jahrein jahraus, fujoniert zu sehen, oft ganzer fünf Stunden lang in unsrer Montur eingeschnürt wie geschrabt stehn, in die Kreuz und Quere pfahlgerad marschieren und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen zu müssen; und das alles auf Geheiss eines Offiziers, der mit einem furiosen Gesicht und aufgehobenem Stock vor uns stand und alle Augenblicke wie unter Kohlköpfen drein zu hauen drohte. Bei einem solchen Traktament musste auch der starknervigste Kerl halb lahm, und der geduldigste rasend werden. Und kamen wir dann todmüde ins Quartier, so ging's schon wieder über Hals und Kopf, unsre Wäsche zurechtzumachen und jedes Fleckchen auszumustern; denn bis auf den blauen Rock war unsre ganze Uniform weiß. Gewehr, Patronetasche, Kuppel, jeder Knopf an der Montur, alles musste spiegelblank gepuht sein. Zeigte sich an einem dieser Stücke die geringste Untat, oder stand ein Haar in der Frisur nicht recht, so war, wenn er auf den Platz kam, die erste Begrüßung eine derbe Tracht Prügel. — Wahr ist's, unsre Offiziere erhielten damals die gemessenste Ordre, uns über Kopf und Hals zu mustern; aber wir Rekruten wußten den Henker davon und dachten halt, das sei sonst so Kriegsmanier.

Endlich kam der Zeitpunkt, wo es hieß: Allons, ins Feld! Jetzt wurde Marsch geschlagen; Tränen von Bürgern, Soldatenweibern und dergleichen flossen zu Haufen. Auch die Kriegsleute selber, die Landeskinder nämlich, welche Weiber und Kinder zurückließen, waren ganz niedergeschlagen, voll Wehmut und Kummers; die Fremden hingegen jauchzten heimlich vor Freuden und riefen: Endlich Gott Lob ist unsre Erlösung da! Jeder war bebündelt wie ein Esel, erst mit einem Degengurt umschallt; dann die Patronetasche über die Schulter, mit einem fünf Zoll langen Riemen; über die andre Achsel den Tornister mit Wäsche u. s. f. gepackt; item der Habersack mit Brot und andrer Fourage gestopft. Hiernächst mußte jeder noch ein Stück Feldgerät tragen: Flasche, Kessel, Hacke oder so was, alles an Riemen; dann

erst noch eine Flinte, auch an einem solchen. So waren wir alle fünfmal über-einander kreuzweis über die Brust geschlossen, daß anfangs jeder glaubte, unter solcher Last ersticken zu müssen. Dazu kam die enge gepreßte Montur, und eine solche Hundstagshölze, daß mir's manchmal deuchte, ich geh' auf glühenden Kohlen, und, wenn ich meiner Brust ein wenig Luft machte, ein Dampf herauskam wie von einem siedenden Kessel. Oft hatt' ich keinen trockenen Faden mehr am Leib, und verschmachtete bald vor Durst.

So marschierten wir den ersten Tag (22. August) zum Köpenicker Tore aus, und machten noch vier Stunden bis zum Städtchen Köpenick, wo wir zu dreißig bis fünfzig zu Bürgern einquartiert waren, die uns vor einen Groschen traktieren mußten. Pötz Plunder, wie ging's da her! Ha! da wurde gegessen. Aber denk' man sich nur so viele grosse hungrige Kerls! Immer hieß es da: Schaff her, Kanaille, was d' im hintersten Winkel hast. Des Nachts wurde die Stube mit Stroh gefüllt; da lagen wir alle in Reihen, den Wänden nach. Wahrlich eine kuroise Wirtschaft! In jedem Haus befand sich ein Offizier, welcher auf gute Mannszucht halten sollte; sie waren aber oft die Fäulsten²⁶. —

Bis hieher hat der Herr geholfen! Diese Worte waren der erste Text unsers Feldpredigers bei Pirna. O ja! dacht' ich, das hat er und wird ferner helfen — und zwar hoffentlich mir in mein Vaterland — denn was gehen mich eure Kriege an?

Mittlerweile hatten wir alle Morgen die gemessene Ordre erhalten, scharf zu laden; dieses veranlaßte unter den ältern Soldaten immer ein Gerede: „Heute gibt's was! Heut sezt's gewiß was ab!“ Dann schwitzten wir jungen freilich an allen Fingern, wenn wir irgend bei einem Gebüsch oder Gehölz vorbei marschierten und uns verfaßt halten mußten. Da spitzte jeder stillschweigend die Ohren, erwartete einen feurigen Hagel und seinen Tod, und sah, sobald man wieder ins Freie kam, sich rechts und links um, wie er am schicklichsten entwischen konnte; denn wir hatten immer feindliche Kürassiers, Dragoner und Soldaten zu beiden Seiten. —

Endlich den 22. September war Alarm geschlagen, und erhielten wir Ordre aufzubrechen. Augenblicklich war alles in Bewegung, in etlichen Minuten ein stundenweites Lager — wie die allergrößte Stadt — zerstört, aufgepakt, und Allons, Marsch! Jetzt zogen wir ins Tal hinab, schlügen bei Pirna eine Schiffbrücke, und formierten oberhalb dem Städtchen, dem sächsischen Lager en Front, eine Gasse, wie zum Spießrutenlaufen, deren eines End' bis zum Pirnaer Tor ging, und durch welche nun die ganze sächsische Armee, zu vieren hoch, spazieren, vorher aber das Gewehr ablegen, und — man kann sich's einbilden — die ganze lange Straße durch Schimpf und Stichelreden genug anhören mußte. Einige gingen traurig mit gesenktem Gesicht daher, andre trozig und wild, und noch andre mit einem Lächeln, das den preußischen Spottvögeln gern nichts schuldig bleiben wollte. Weiter wußten ich und so viele tausend andre nichts von den Umständen der eigentlichen Übergabe dieses großen Heeres. An dem nämlichen Tage marschierten wir noch ein Stück Wegs fort, und schlügen jetzt unser Lager bei Lilienstein auf.

Bei diesen Anlässen wurden wir oft von den kaiserlichen Panduren attackiert, oder es kam sonst aus einem Gebüsch ein Karabinerhagel auf uns los, so daß mancher tot auf der Stelle blieb und noch mehrere blesiert wurden. Wenn denn aber unsre Artilleristen nur etliche Kanonen gegen das Gebüsch richteten, so flog der Feind über Hals und Kopf davon. Dieser Plunder hat mich nie erschreckt; ich wäre sein bald gewohnt worden, und dach' ich oft: Pah! wenn's nur den Weg hergeht, ist's so übel nicht. —

Früh Morgens am 1. Oktober mußten wir uns rangieren und durch ein enges Tälchen gegen dem großen Tal hinunter marschieren. Vor dem dicken Nebel konnten wir nicht weit sehen. Als wir aber vollends in die Plaine hinunter kamen und zur großen Armee stießen, rückten wir in drei Treffen weiter vor und erblickten von ferne durch den Nebel, wie durch einen Flor, feindliche Truppen auf einer Ebene, oberhalb dem böhmischen Städtchen Löwositz. Es war kaiserliche Kavallerie; denn die Infanterie bekamen wir nie zu Gesicht, da sich dieselbe bei gedachtem Städtchen verschanzt hatte. Um 6 Uhr ging schon das Donnern der Artillerie sowohl aus unserm Vordertreffen als aus den kaiserlichen Batterien so gewaltig an, daß die Kanonenkugeln bis zu unserem Regiment (das im mittleren Treffen stand) durchschnurrt. Bisher hatt' ich immer noch Hoffnung, vor einer Bataille zu entwischen; jetzt sah ich keine Flusflucht mehr weder vor noch hinter mir, weder zur Rechten noch zur Linken. Wir rückten inzwischen immer vorwärts. Da fiel mir vollends aller Mut in die Hosen, in den Bauch der Erde hätt' ich mich verkriechen mögen, und eine ähnliche Angst, ja, Todesblässe las man bald auf allen Gesichtern, selbst deren, die sonst noch so viel Herzhaftigkeit gleisneten. Die geleerten Branzfläschchen (wie jeder Soldat eines hat) flogen unter den Kugeln durch die Lüfte; die meisten sofften ihren kleinen Vorrat bis auf den Grund aus, denn da hieß es: Heute braucht es Courage und morgens vielleicht keinen Fusel mehr! Jetzt avancierten wir bis unter die Kanonen, wo wir mit dem ersten Treffen abwechseln mußten. Poß Himmel! wie sausten da die Eisenbrocken ob unsern Köpfen hinweg — fuhren bald vor, bald hinter uns in die Erde, daß Stein und Rasen hoch in die Luft sprang — bald mitten ein und spickten uns die Leute aus den Gliedern weg, als wenn's Strohhälfte wären. Dicht vor uns sahen wir nichts als feindliche Kavallerie, die allerhand Bewegungen machte, sich bald in die Länge ausdehnte, bald in einen halben Mond, dann in ein Dreieck und Viereck sich wieder zusammenzog. Nun rückte auch unsre Kavallerie an; wir machten Lücke und ließen sie vor, auf die feindliche los galoppieren. Das war ein Gehagel, das knarrte und blinkerte, als sie nun einhielten. Allein kaum währte es eine Viertelstunde, so kam unsre Reiterei, von der österreichischen geschlagen und bis nahe unter unsre Kanonen verfolgt, zurück. Da hätte man das Spektakeln sehen sollen, Pferde, die ihren Mann im Stegreif hängend, andere, die ihr Gedarm der Erde nach schlepppten. Inzwischen stunden wir noch immer im feindlichen Kanonenfeuer bis gegen 11 Uhr, ohne daß unser linker Flügel mit dem kleinen Gewehr zusammentraf, obschon es

auf dem rechten sehr hitzig zuging. Viele meinten, wir müßten noch auf die kaiserlichen Schanzen Sturm laufen. Mir war's schon nicht mehr so bange wie anfangs, obgleich die Feldschlangen Mannschaft zu beiden Seiten neben mir wegräfften, und der Walplatz bereits mit Toten und Verwundeten übersät war — als mit eins ungefähr um zwölf Uhr die Ordre kam, unser Regiment nebst zwei andern (ich glaube Bevern und Kalkstein) müßten zurückmarschieren. Nun dachten wir, es gehe dem Lager zu und alle Gefahr sei vorbei. Wir eilten darum mit muntern Schritten die jähnen Weinberge hinauf, brachen unsre Hüte voll schöne rote Trauben, aßen vor uns her nach Herzenglust; und mir und denen, welche neben mir standen, kam nichts Arges in den Sinn, obgleich wir von der Höhe herunter unsre Brüder noch in Feuer und Rauch stehen sahen, ein fürchterlich donnerndes Gelärm hörten, und nicht entscheiden konnten, auf welcher Seite der Sieg war. Mittlerweile trieben unsre Anführer uns immer höher den Berg hinan, auf dessen Gipfel ein enger Pass zwischen Felsen durchging, der auf der andern Seite wieder hinunter führte. Sobald nun unsre Avantgarde den erwähnten Gipfel erreicht hatte, ging ein entsetzlicher Muskethagel an, und nun merkten wir erst, wo der Has im Stroh lag. Etliche tausend kaiserliche Panduren waren nämlich auf der andern Seite den Berg hinauf beordert, um unsrer Armee in den Rücken zu fallen; dies muß unsren Anführern verraten worden sein, und wir müßten ihnen darum zuvorkommen. Nur etliche Minuten später, so hatten sie uns die Höhe abgewonnen und wir wahrscheinlich den Kürzern gezogen. Nun setzte es ein unbeschreibliches Blutbad ab, ehe man die Panduren aus jenem Gehölz vertreiben konnte. Unsre Vordertruppen litten stark, allein die hintern drangen ebenfalls über Kopf und Hals nach, bis zuletzt alle die Höhe gewonnen hatten.

Da müßten wir über Hügel von Toten und Verwundeten hinstolpern. Als dann ging's hudri, hudri! mit den Panduren die Weinberge hinunter, sprungweise über eine Mauer nach der andern herab in die Ebene. Unsre geborenen Preußen und Brandenburger packten die Panduren wie Furien. Ich selber war in Jast und Hitze wie verzaumelt, und mir weder Furcht noch Schreckens bewußt schoß ich eines Schießens fast alle meine sechzig Patronen los, bis meine Flinten halb glühend war und ich sie am Riemen nachschleppen mußte; indessen glaub' ich nicht, daß ich eine lebendige Seele traf, sondern alles ging in die freie Luft. Auf der Ebene am Wasser vor dem Städtchen Lowosiz postierten sich die Panduren wieder und pülverten tapfer in die Weinberge hinauf, daß noch mancher vor und neben mir ins Gras biß. Preußen und Panduren lagen überall durcheinander; und wo sich einer von diesen letztern noch regte, wurde er mit der Kolbe vor den Kopf geschlagen, oder ihm ein Bajonett durch den Leib gestoßen. Und nun ging in der Ebene das Gefecht von neuem an. Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowosiz ausging; wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzverschneidende und herzerhebende Ertönen aller

Art Feldmusik, das Rufen so vieler Kommandeure und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zeter- und Mordiogeheul so vieler tausend elenden, zerquetschten, halbtoten Opfer dieses Tages alle Sinne betäubte! Um diese Zeit — es mochte etwa drei Uhr sein — da Lowosiz schon im Feuer stand, viele hundert Panduren, auf welche unsre Vordertruppen wieder wie wilde Löwen einbrachen, ins Wasser sprangen, wo es dann auf das Städtchen selber los ging — um diese Zeit war ich freilich nicht der vorderste, sondern unter dem Nachtrab noch etwas im Weinberg droben, von denen indessen mancher, wie gesagt, weit behender als ich von einer Mauer über die andere hinuntersprang, um seinen Brüdern zu Hifl' zu eilen. Da ich also noch ein wenig erhöht stand, und auf die Ebene wie in ein finsternes Donner- und Hagelwetter hineinsah — in diesem Augenblick deucht' es mich Zeit, oder vielmehr mahnte mich mein Schutzengel, mich mit der Flucht zu retten. Ich sah mich deswegen nach allen Seiten um. Vor mir war alles Feuer, Rauch und Dampf, hinter mir noch viele nachkommende, auf die Feinde los eilende Truppen, zur Rechten zwei Hauptarmeen in voller Schlachtfördnung. Zur Linken endlich sah ich Weinberge, Büsche, Wälzchen, nur hie und da einzelne Menschen, Preussen, Panduren, Husaren, und von diesen mehr Tote und Verwundete als Lebende. Da, da, auf diese Seite, dacht' ich; sonst ist's pur lautere Unmöglichkeit!

Ich schlich also zuerst mit langsamem Marsch ein wenig auf diese linke Seite, die Reben durch. Noch eilten etliche Preussen bei mir vorbei. „Komm, komm, Bruder!“ sagten sie. „Victoria!“ Ich rispostierte kein Wort, tat nur ein wenig blesiert, und ging immer noch allgemach fort, freilich mit Furcht und Zittern. Sobald ich mich indessen so weit entfernt hatte, daß mich niemand mehr sehen möchte, verdoppelte, verdreiz, vierz, fünfz, sechsfachte ich meine Schritte, blickte rechts und links wie ein Jäger, sah noch von weitem — zum letzten Male in meinem Leben — Morden und Totschlagen; strich dann in vollem Galopp ein Gehölze vorbei, das voll toter Husaren, Panduren und Pferde lag; rannte eines Rennens gerade dem Flusse nach herunter, und stand jetzt an einem Tobel. Jenseits desselben kamen soeben auch etliche Kaiserliche Soldaten angestochen, die sich gleichfalls aus der Schlacht weggestohlen hatten, und schlügen, als sie mich so daheraufen sahen, zum drittenmal auf mich an, ungeachtet ich immer das Gewehr strecte und ihnen mit dem Hut den gewohnten Wink gab. Doch brannten sie niemals los. Ich fasste also den Entschluß, gerad' auf sie zu zu laufen. Hätt' ich einen andern Weg genommen, würden sie, wie ich nachwärts erfuhr, unfehlbar auf mich gefeuert haben. Ihr H***! dacht' ich, hättet ihr eure Courage bei Lowosiz gezeigt! Als ich nun zu ihnen kam und mich als Deserteur angab, nahmen sie mir das Gewehr ab, unterm Versprechen, mir's nachwärts schon wieder zuzustellen. Aber der, welcher sich dessen impatrioniert hatte, verlor sich bald darauf und nahm das Füsil mit sich. Nun so sei's! Alsdann führten sie mich ins nächste Dorf, Schenisek (es mochte eine starke Stunde unter Lowosiz sein). Hier war eine Fahrt über das Wasser, aber ein einziger Kahn zum Transporte. Da gab's ein Zetermordiogeschrei von Männern,

Weibern und Kindern. Jedes wollte zuerst in dem Teich sein, aus Furcht vor den Preussen; denn alles glaubte sie schon auf der Haube zu haben. Auch ich war keiner von den letzten, der mitten unter eine Schar von Weibern hineinsprang. Wo nicht der Fährmann etliche derselben hinausgeworfen, hätten wir alle ersaußen müssen. Jenseits des Flusses stand eine Panduren-Hauptwache. Meine Begleiter führten mich auf dieselbe zu, und diese roten Schnurrbärte begegneten mir aufs manierlichste, gaben mir, ungeachtet ich sie und sie mich kein Wort verstanden, noch Tobak und Branntwein, und Geleit bis auf Leutmeritz, glaub' ich, wo ich unter lauter Stockböhmen übernachtete, und freilich nicht wußte, ob ich da mein Haupt sicher zur Ruhe legen konnte, — aber — und dies war das Beste — von dem Tumult des Tages noch einen so vertaumelten Kopf hatte, daß dieser Kapitalpunkt mir am allermindesten betrug. Morgens darauf (2. Oktober) ging ich mit einem Transport ins kaiserliche Hauptlager nach Budin ab. Hier traf ich bei zweihundert anderer preußischer Deserteurs an, von denen, so zu reden, jeder seinen eigenen Weg und sein Tempo in Obacht genommen hatte. —

Wir hatten die Erlaubnis, alles im Lager zu besichtigen. Offiziers und Soldaten stunden dann bei Haufen um uns her, denen wir mehr erzählen sollten als uns bekannt war. Etliche indessen wußten Winds genug zu machen und, ihren diesmaligen Wirten zu schmeicheln, zur Verkleinerung der Preussen hundert Lügen auszuhecken. Da gab's denn auch unter den Kaiserlichen manchen Erzprahler, und der kleinste Zwerg rühmte sich, wer weiß wie manchen langbeinigten Brandenburger — auf seiner eigenen Flucht in die Flucht geschlagen zu haben. Drauf führte man uns zu etwa fünfzig Mann Gefangener von der preußischen Kavallerie; ein erbärmlich Spektakel! Da war kaum einer von Wunden und Beulen leer ausgegangen, etliche übers ganze Gesicht herunter gehauen, andre ins Genick, andre über die Ohren, über die Schultern, die Schenkel u. s. f. Da war alles ein Ächzen und Wehklagen! Wie priesen uns diese armen Wichte selig, einem ähnlichen Schicksal so glücklich entronnen zu sein, und wie dankten wir selber Gott dafür! Wir mußten im Lager übernachten, und bekamen jeder seinen Dukaten Reisgeld. Dann schickte man uns mit einem Kavallerietransport, es waren unser an die zweihundert, auf ein böhmisches Dorf, wo wir, nach einem kurzen Schlummer, folgenden Tags auf Prag abgingen. Dort verteilsten wir uns und bekamen Pässe, je zu sechs, zehn bis zwölf hoch, welche einen Weg gingen; denn wir waren ein wunderselbstes Gemengsel von Schweizern, Schwaben, Sachsen, Bayern, Tirolern, Welschen, Franzosen, Polacken und Türken. Einen solchen Paß bekamen unser sechs zusammen bis Regensburg." —

So weit Ulrich Bräcker. Er kam glücklich in der Heimat an, aber den schnauzbärtigen Soldaten in seiner Uniform erkannte niemand wieder. Seine Geschwister verkrochen sich, seine Geliebte war ihm untreu geworden und hatte einen anderen geheiratet, nur das Mutterherz fand aus der verwilderten Gestalt den Sohn heraus. Aber auch sein späteres Leben in dem einsamen Tal wurde durch die Abenteuer

dieser Zeit gestört. Es war ein fremder, unheimlicher Geist in ihn gekommen, reizbare Unruhe, Begehrlichkeit und Entwöhnung stetiger Arbeit.

Friedrich II. aber schrieb nach der Schlacht bei Löwositz an Schwerin: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit getan, seit ich die Ehre habe, sie zu kommandieren.“ —

Der hier erzählt hat, war auch einer davon.

